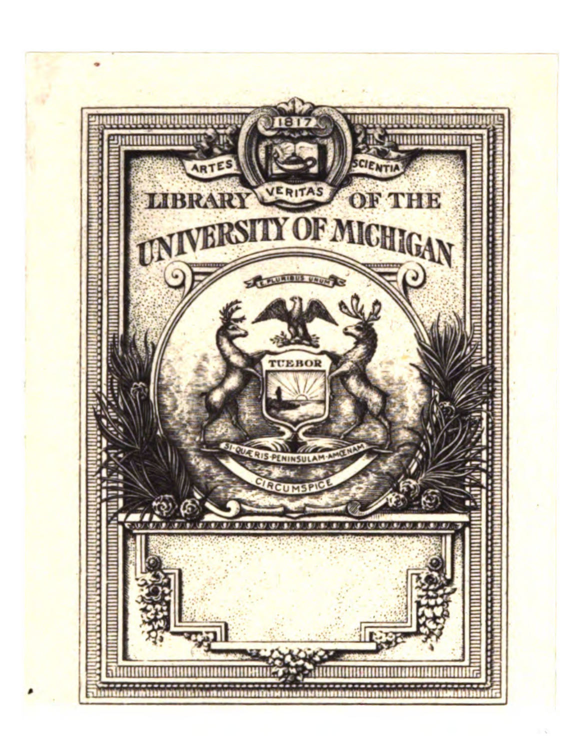

UNIV.
OF
MICH.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

Dr. L. MACKENSEN

DIE DEUTSCHEN VOLKSBÜCHER



L E I P Z I G

VERLAG QUELLE & MEYER

FORSCHUNGEN ZUR
DEUTSCHEN GEISTESGESCHICHTE
DES MITTELALTERS UND DER NEUZEIT

Herausgegeben von P. MERKER und W. STAMMLER

II

DIE DEUTSCHEN VOLKSBÜCHER

Von

Dr. LUTZ MACKENSEN
Privatdozent an der Universität Greifswald



1 9 2 7

VERLAG QUELLE & MEYER * LEIPZIG

BUCHDRUCKEREI OSWALD SCHMIDT G.M.B.H.
LEIPZIG

FRIEDRICH PANZER

dem Lehrer und Führer in dankbarer Verehrung

*

VORWORT

DIESE Studie ist aus Vorarbeiten zu einem Eulenspiegelbuche erwachsen; sie möchte versuchen, Wesen und Bedeutung einer mit Unrecht verachteten Literaturgattung klarzustellen. Die gewichtige Rolle, die die deutschen Volksbücher in der Geschichte des deutschen Romans spielen, ist uns seit *Liepes* trefflichem Buche, ohne das dieses nie hätte geschrieben werden können, deutlich; da schien es wünschenswert, die Gattung als solche einmal stil- und stoffkritisch zu untersuchen, ihre Einheitlichkeit nachzuprüfen und die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge zu suchen, die zu ihrer Entstehung und Verbreitung beitrugen. Dabei mußte sich der Blick notwendig von den Büchern auf die, die sie schrieben oder übersetzten, die sie verlegten und die sie dann lasen, richten; die Frage nach Herkunft und Ausstattung, nach dem Anteil der Verleger an Stoff und Formgebung und nach der Aufnahme der Werke durch das Publikum gewann so erhöhte Bedeutung, und die Erkenntnis der Doppelgestaltigkeit der Volksbüchermasse, wie ich sie in diesem Buche zu zeichnen versuche, war das Ergebnis dieser Studien.

Freundliche Unterstützung wurde mir zuteil von *Wolfgang Stammler,* der mir seine wertvollen Sammlungen über Eulenspiegel zur Verfügung stellte, von der *Zentralsammelstelle des deutschen Wörterbuches (Dr. Diepers),* die mehrere Anfragen in liebenswürdigster Weise beantwortete, von der Leitung der *Mannheimer Kunsthalle,* die mir bereitwilligst eine genaue Prüfung des schönen Materials, das sie gelegentlich ihrer Kalenderausstellung gesammelt hatte, gestattete, und von der *Heidelberger Universitätsbibliothek,* die meine Wünsche in weitgehender Weise erfüllte. Ihnen allen danke ich auch an dieser Stelle aufrichtig für die mir gewährte Förderung. Wertvolle Dienste leistete mir das Werk von *P. Heitz*

und *F. Ritter* (Versuch einer Zusammenstellung der deutschen Volksbücher des 15. und 16. Jahrhunderts nebst deren späteren Ausgaben und Literatur, Straßburg 1924).

Meine Arbeit lag im Januar 1926 der Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald als Habilitationsschrift vor. Nun lege ich sie dankbaren Herzens in die Hand des verehrten und geliebten Lehrers: möge sie ihm Freude machen!

Greifswald, im November 1926 Lutz Mackensen

INHALT

*

I

Prosaroman und Volksbuch: Die Zeit und die Entwicklung

RENAISSANCE, Reformation, Humanismus: durch ein dreibogiges Tor hält die neue Zeit ihren Einzug. Sie kommt nicht plötzlich und unerwartet: die Töne, die nun anschwellen und beherrschende Musik werden, klingen seit Jahrzehnten und Jahrhunderten, die einen lauter und auch für das Ohr des späten Beobachters deutlich wahrnehmbar, die andern leiser und versteckter, aber doch hörbar genug, um sie über den Punkt ihres Volltönens hinaus zu fühlen und zu ahnen. „Die Reformation hat ruhige Bildung zurückgedrängt," sagt Goethe einmal; er sieht nicht, daß es *eine* Linie ist, die vom Mittelalter zum Beginn der Neuzeit und in diese hineinführt, daß nichts an sich Neues geschaffen wird, sondern nur vorhandenes Gut dem gewandelten Zeitgeist entsprechend umgeformt und ausgebaut wird. Am Eingang der „neuen Zeit", deren Menschen sich selbst so gerne als „neue Welt" empfanden, steht richtunggebend und bahnenweisend das Mittelalter [1].

Es ist der Geist des Bürgertums, der, im 14. Jahrhundert erstarkt, dem 15. und 16. sein Gepräge verleiht. Als Dynasten und Ritter beginnen, ihre Bergburgen aufzugeben und bequeme,

[1] Bereits *Dietrich Schäfer* betont in seiner „Weltgeschichte der Neuzeit" (2. Aufl., Berlin 1907) die Abhängigkeit der Neuzeit vom Mittelalter (S. 14); nach ihm hat *W. Goetz* in grundlegendem Aufsatz („Mittelalter und Renaissance", Histor. Zeitschr.[8], 98 [1907] S. 30ff.) die Verbindungslinien aufgedeckt, die *Burdachs* weitausgreifende Forschungen vollends darzulegen bestrebt sind; vgl. „Reformation, Renaissance, Humanismus", Berlin [2]1926. Auch *C. Neumann* erkennt („Byzantinische Kultur und Renaissancekultur", Berlin-Stuttgart 1903, S. 42) die Bedeutung des christlichen Mittelalters für die Reormation an. Weitere Literatur verzeichnet *G. Ellinger*, Artikel „Humanismus", Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte I 525ff.

weitläufige Schlösser ohne Befestigungen am Bergfuß zu erbauen[2], überschreiten sie zum ersten Male die Grenze, die Stadt- und Burgleben schied, und geben, beobachtenden Augen näher gerückt, Raum für Nachahmung und Ausgleich. Noch bilden sie das Vorbild; den starken Kulturstrom, der in jenen Jahrzehnten von Frankreich, dem Geburtslande des neuen Bildungs- und Lebensideals[3], durch Deutschland flutet, empfangen die Bürger aus ihren Händen, und dieser Einfluß führt mit der Zeit zu einer fast sklavischen Abhängigkeit der Bürger in Form und Sitte vom Adel. Aber die Linien führen hinüber und herüber; die breite Behaglichkeit des städtischen Bürgertumes greift auf den Adel über und hat jene Vergröberung des ritterlichen Geschmackes, jene Freude am Derben zur Folge, die die innere Scheidewand zwischen dem alten und dem neuen Stande niederreißt. So entsteht ein einheitliches Bild: so feindlich sich beide Stände oft genug auch gegenübertreten, ihre inneren Voraussetzungen und Veranlagungen sind dieselben. Alles Ideale liegt nur auf religiösem Gebiet, und selbst hier machen sich praktisch-materielle Gesichtspunkte oft genug geltend[4]; im übrigen bilden für den Bürger Arbeit und Geschäft, für den Adel Jagd und Turnier, beide jetzt mit dem Schwergewicht auf dem materiellen Enderfolg, den schmalen Kreis der Interessen[5]. Der Unterschied zwischen Ritter und Knecht liegt nicht mehr im Lebensinhalt, sondern in der Herrschaft selbst[6], und wo die Stände zusammenprallen, ist sie es, um die gekämpft wird.

---

[2] *A. Schulz*, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. München-Berlin 1903, S. 22.

[3] *G. Steinhausen*, Die Anfänge des französischen Literatur- und Kultureinflusses in Deutschland. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissanceliteratur. N. F. VII (1894) S. 352ff., bes. S. 357.

[4] Vgl. *P. Merker*, Reformation und Literatur. Weimar 1918, S. 14.

G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur II[2] (1913) S. 164; vgl. *ders.*, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter[3]. Wissenschaft und Bildung Nr. 88 (1921) S. 119.

[6] *F. Paulsen*, System der Ethik[4]. Berlin 1896. II, 371f. Neben diesem materiellen Charakter der Zeit gewinnt das starke religiöse Bedürfnis, das *D. Schäffer* (Weltgeschichte der Neuzeit[2] S. 66) in den Mittelpunkt stellen möchte, nur zeit- und stellenweise eine überragende Bedeutung.

Der Geist der neuen Zeit ist demokratisch, vom Bürgertum geht er aus, und das Ziel alles Strebens ist materielle Vorherrschaft. Der Metzgersohn Hug Schapler, dessen Aufstieg zum Königsthron eine Fürstin zuerst bewundernd erzählt, und dem wiederum eine Fürstin deutsches Gewand verleiht, ist der Repräsentant dieses Zeitgeistes, und Gestalten wie die des armen Fortunat, der ein Krösus wird, Worte wie die aus dem Loherbuche: *das er zuletst Römscher keiser ... ward* oder aus dem „Weißen Ritter": *das er zuletst ein künnigreich besaß,* atmen die ganze herrschaftstrebende Sehnsucht der Zeit. Noch in den Amadisromanen spiegeln die häufigen Berichte von Liebschaften zu (wenn auch nur scheinbar) Unebenbürtigen diese Sehnsucht wieder. Die Erinnerung an Gestalten wie Cölestin V., der aus bedürfnisloser Anachoretenklause in den Glanz des Vatikans berufen wurde, mag in diesem Geschlechte noch lebendig gewesen sein, dessen typische Heilige eine Jeanne d'Arc ist.

So geht eine ewige Bewegung durch das Zeitalter, es ist die Zeit des Abenteurertums nicht nur unter den Schriftstellern, sondern auch unter den Politikern, ja den Staaten selbst[7]. Das Streben in die Ferne, das seine äußere Form in vermehrter Reiselust, vornehmlich in das bewunderte Land des Vorbilds, Frankreich, findet[8], verbindet sich mit einem Gefühl ungemeiner Kraft und Lebensfülle, das den wandernden Handwerksburschen mit dem fahrenden Schüler, den reisenden Bürger mit dem abenteuernden Ritter vereinigt und Grundbedingung für das starke Gemeinschaftsgefühl ist, das über Stadt und Land wandert[9]. Schon Erich Schmidt hat darauf hingewiesen, daß die Erscheinung des ewigen Juden just im Verlauf dieser Zeit kein Zufall sein kann[10]; Faust und Eulenspiegel, Peter mit der Magelone und Fortunat, Herzog Ernst und Brandan: alle wandern sie kraft- und lebenstrotzend über die Lande, und es ist ihr Wandern, das ihnen ihre

[7] *F. Gundolf*, Martin Opitz. München-Leipzig 1923, S. 6.

[8] *G. Steinhausen*, Die Anfänge des französischen Literatur- und Kultureinflusses in Deutschland. S. 354.

[9] *J. Lefftz*, Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren. Einzelschriften zur Elsässischen Geistes- und Kulturgeschichte. I. (Straßburg 1915) S. 5; vgl. *G. Gervinus*, Geschichte der deutschen Dichtung[5] (Leipzig 1871), II 350.

[10] *E. Schmidt*, Zur Vorgeschichte des Goetheschen Faust. Goethejahrbuch III (1892) S. 87.

Bedeutung für die damalige Zeit verleiht. Was Ulrich von Hutten damals ausrief, war die Stimme der Zeit, die sich in ihm zum glücklichen Schlagwort formte: „Es ist eine Lust, in diesem Jahrhundert zu leben!"

Neben diesem Drängen und Suchen nach materiellem Erfolg, nach nützlichem Ziel bleibt für die Poesie nur ein schmaler Raum übrig, und selbst er ist von gleichem Gesichtspunkte beherrscht. Notwendigerweise gewinnt die Kunst jetzt herbes, bürgerliches Gewand[11], wo sie die Ansprüche einer bürgerlichen Kultur zu befriedigen hat, und in diesem Sinne hat Uhland recht, wenn er von einem unpoetisch gewordenen 15., einem unpoetisch gebliebenen 16. Jahrhundert spricht[12]. Wo, mit wenigen Ausnahmen, alle Dinge nach ihrem materiellen Wert beurteilt werden, muß auch die Poesie unter das Prinzip der Nützlichkeit gestellt sein; zuerst in Handschriften, dann in Büchern werden Bemerkungen wie *kurtzweilig vnd nütz zu lesen, nutzlich zu bredigen vnd zu lesen, fast nutzlich vnd gut, wunderbarlich vnd nützlich ze wissen* typische Zusätze zum Titel, die dem Werke zur besonderen Empfehlung gereichen. Das Abenteuerliche, Wunderbare des Inhalts tritt daneben zurück; Sachsenheims „Mörin" wird auf dem Titel der Folioausgabe von 1512[13] zwar *eins obentürlichen handels* halber gerühmt, aber das Hauptgewicht wird darauf gelegt, daß sie *nit allein zu lesen kürtzweilig, sunder auch zu getrewer warnung erschiesslich* sei. Die Erstausgabe von „Pontus und Sidonia" (1483) preist das Werk *vil gutter schöner lere vnderweisung vnd gleichnuss* halber an und empfiehlt es vornehmlich den Jungen, *so sy hören vnd vernemen die guttat vnd gross ere vnd tugent so ir eltern vnd vordern getan vnd an in gehabt haben*, und der Schluß der „Sieben weisen Meister" (Erstdruck um 1470) rühmt *die cronick vnd histori mit seiner geistliche usslegung vnd glosen ... mit gar vil nutzlichen beispilen vnd exempeln, die lustlich, nutzlich vnd auch fruchtbar* sei. Rollenhagen bittet im 1. Kapitel seines „Froschmeuseler" (1595):

---

[11] *J. Lefftz*, Murner S. 10. *R. M. Meyer*, Die deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (Berlin 1916) S. 214 spricht von einer „prosaisch gewordenen Zeit".

[12] *Uhland*, Schriften. II (1866).

[13] bei Grüninger in Straßburg.

gott verleih dazu raht und gnad,
das es zur leer und lust geraht,

und 1568 stellt Nicodemus Frischlin in seiner akademischen Antrittsrede in Tübingen, die er in lateinischen Versen hält, fest, daß Wesen und Würde der Poesie lediglich in dem *docere cum delectatione* besteht. So kann es nicht verwundern, daß Spalatin in seiner Vorrede zur Magelone (1535) den Wert des Buches darin sieht, *das billich ein exempel dar auss genommen solt werden, teütsche bücher für frawen vnnd junck frawen zeschreiben,* daß Burkard Waldis seine Fabeln (1543) *der lieben jugent, knaben vnd jungfrawen zu dienste und fürderung lassen auss gehen, vnd fast an allen enden dermassen zugesehen hab, das ich jnen hiemit zur besserung dienen möcht.* Weit in die neue Zeit hinein reicht dieser „zwecksüchtige Zeitgeist", wie ihn Gundolf einmal genannt hat[14]; noch 1688 spricht Heinrich Anselm von Zigler in der Vorrede zu seiner „Asiatischen Banise" von dem *eigentlichen endzweck der romanen,* den er darin sieht, *die deutsche sprache zu erheben.* Mit Recht hat Steinhausen[15] darauf hingewiesen, wie notwendig solche erzieherische Tendenz für die durch ihre nur materiellen Interessen zügellos gewordene Zeit war.

Daß die Literatur unter solchen Voraussetzungen ein anderes Gesicht bekommt, kann nicht verwundern; „Stil heißt nichts anderes als Daseinsgestaltung nach einheitlicher Zielrichtung", bemerkt Hans Fehr[16] sehr richtig, und die Ziele dieser Zeit waren zumeist hausbackene. Die Vorherrschaft ritterlichen Geschmackes hatte durch das Erstarken der deutschen Predigt, die wiederum durch das Wachsen der Predigerorden erneute Bedeutung gewinnt[17], eine erste starke Einbuße erlitten; Fabel und Lehrgedicht, dazu die ersten Keime des Dramas, lenken zu den Bahnen hin, in die mit der Erstarkung der bürgerlichen Schichten der allgemeine Geschmack einmündet. Dieser Umschwung vollzieht sich nicht revolutionär, sondern langsam und genetisch; er ist bedingt durch

[14] *Gundolf,* Opitz S. 30. Vgl. *Schulz,* Häusliches Leben S. 194.
[15] Geschichte der deutschen Kultur II² S. 98.
[16] *H. Fehr,* Das Recht im Bilde. München-Leipzig 1923. S. 12.
[17] Vgl. hierzu und zum folgenden: *F. Karg,* Die Wandlungen des höfischen Epos in Deutschland vom 13. zum 14. Jahrhundert. Germanisch-Romanische Monatsschrift XI (1923) 321 ff.; *J. Lefftz,* Murner S. 7f.



die Zersetzung der ritterlichen Kultur[18]. Einzig die Musik verharrt in fester und ruhiger Stetigkeit; Lucas Osiander und Johannes Bocard vollenden und krönen hier das Werk ihrer Vorgänger. Aber die wenigen Bemühungen, die alte, ritterliche Form der gebundenen Rede in die neue Zeit hinüberzupflanzen, atmen Epigonengeist; Herrmann von Sachsenheim hat keine Schule gemacht, und Püterich von Reicherzhausen verwendet gar die alte, ehrwürdige Form zu Brief- und Katalogzwecken. Zwar versucht Kaspar von der Röhn (um 1472) alte Heldenlieder neu zu beleben, indem er sie kürzt und die vierzeilige epische Strophe in eine achtzeilige umwandelt, zwar schafft Ulrich Füetrer (1487) sein großes Gedicht von der Tafelrunde, in das er die Stoffe vom Merlin, Parzival, Flore, Lanzelot und Wigalois hineinwebt, aber gerade diese Versuche zeigen ihre Unvermögenheit: Kaspar von der Röhns Werk trägt schon mit seinen Kürzungen und Beschneidungen den Stempel der Erzählungsfreudigkeit, des Stoffhungers an der Stirn, und Ulrich Füetrer benutzt für die Darstellung des Wigaloisstoffes bereits das Prosawerk. Noch werden im 15. Jahrhundert die Gedichte vom Parzival, Titurel, Wilhelm von Orleans gedruckt, aber diese Drucke sind Endpunkte, nicht Anfänge. Maximilians Teuerdank (1517) schließt die Reihe der ritterlichen Epen; außer der gebundenen Form ist hier nur noch wenig vom alten epischen Geist zu spüren, das beweisen bereits die mehrfachen Wiederholungen derselben Abenteuer, die für das Werk geradezu charakteristisch sind. Als Fischart wenige Jahrzehnte später den Eulenspiegel in Verse setzt, zeigt schon der überlegene, fast spöttische Ton, mit dem er die Reimform begründet, daß diese Form abgetan ist; er wende die gebundene Rede an, sagt er, *dieweil zu jederzeit bey den alten lieben teutschen brauch vnd gewöhnlich gewesen, was sie bekandt, gemein, lieb vnd werth den leuten machen wöllen, dass sie das jenige in gesangen, liedern (darmit man auch die vögel fengt) vnd reimens gedichten fürgebracht haben.* Und auch Hans Sachs hält die Prosa für klarer, natürlicher als die Versform, wenn er es in der *Summa all meiner gedicht* ausspricht: *„auch fand ich in*

[18] *W. Liepe*, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Entstehung und Anfänge des Prosaromans in Deutschland. Halle 1921. S. 38. *F. v. Bezold*, Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890. S. 32.

meinen büchern geschriben artlicher dialogos siben, doch vngereimet in der pros, gans deutlich, frey, on alle glos".

Die Einwirkung des Humanismus auf die deutsche Unterhaltungsliteratur dieser Zeit dürfen nicht zu hoch veranschlagt werden. Die italienische Fazetie z. B. stößt in Deutschland auf kein Verständnis; sie erscheint hier in ganz anderem Gewande[19]. Und der Drang zur Kürze, zur Pointe, der sich in literarischen Neuschöpfungen wie Schwank und Novelle zeigt[20], wird wohl durch ihn verstärkt, aber seine Grundlagen hat er im allgemeinen Geiste der Zeit. Auch die Reformation hat weniger in die Entwicklung der schönen Literatur eingegriffen, als man gemeinhin geneigt ist anzunehmen[21]; ihre freilich große Tat — vielleicht die größte Schöpfung der Zeit überhaupt — ist die Geburt des evangelischen Kirchenliedes, das gemeinsam mit dem Volkslied die ästhetischen Gipfel der deutschen schönen Literatur jener Zeit bezeichnet. Aber die großen Züge, die der Literatur ihr Gepräge verleihen, gehen nicht von den Gelehrten, nicht von den Gotteseiferern, sondern vom Bürgertum aus, und seine Form ist die Prosa[22].

Es ist nicht das erstemal, daß die Prosa in die deutsche schöne

---

[19] *K. Vollert*, Zur Geschichte der lateinischen Facetiensammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Palästra C XIII. Berlin 1913.

[20] *Karg*, Germanisch-Romanische Monatsschrift. XI 328.

[21] Vgl. z. B. *Uhland*, Schriften II (1866): „Die Poesie des 15. und 16. Jahrhunderts ist in Tat und Wesen die Poesie der Reformationsperiode" oder *D. Schäfer*, Deutsche Geschichte II (1910) S. 102. Dagegen *P. Merker*, Reformation und Literatur, Weimar 1918, bes. S. 6. Zwischen beiden Auffassungen steht *W. Brecht*, Einführung in das 16. Jahrhundert. Germanisch-Romanische Monatsschrift III (1911) S. 345.

[22] Vgl. *H. K. A. Krüger*, Geschichte der niederdeutschen oder plattdeutschen Literatur vom Heliand bis zur Gegenwart. Schwerin 1913, S. 53; *R. M. Meyer*, Die deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts² (hg. Pniower). Berlin 1920, S. 214; *H. Rausse*, Geschichte des deutschen Romans bis 1800. Kempten-München 1914, S. 19. *J. Dunlop*, Geschichte der Prosadichtungen oder Geschichte der Romane, Novellen, Märchen usw. Übersetzt von *F. Liebrecht*. Berlin 1851, S. 50. *R. Benz* (Die deutschen Volksbücher. Jena 1913 S. 10, 17, 26 u. ö.) stellt das Aufblühen der Prosa als eine bewußt künstlerische, schöpferische Tat der neuen Kultur hin, die die innerlich unwahre Versform, die den Werken auch der großen höfischen Epiker geschadet habe, ersetzen wollte.

Literatur eintritt[23]. Seit dem dreizehnten Jahrhundert werden alte Reimchroniken hie und da in Prosa aufgelöst, und die Geistlichkeit legt sich in Predigtmärlein und prosaisch abgefaßten Legenden einen erbaulichen Schatz für Predigt und Unterhaltung zurecht. Kurz vor 1350 schreibt Herrmann von Fritzlar sein *buch von der heiligen lebine*, das mit seinen Auszügen aus Predigten und frommen Schriften noch deutlich den Stempel des praktischen Handbuches an der Stirne trägt. Im Wenzelpassional, das fünfzig Jahre später geschaffen wird, ist dieser Charakter bereits verwischt; ein gediegenes Erbauungsbuch, wendet es sich an die vornehmen Laienkreise zur Unterhaltung; damit ist der erste bedeutsame Schritt zur Unterhaltungsprosa gemacht. Aber hinter all diesen Büchern und ihren unmittelbaren Nachfolgern steht eine geistlich moralisierende Tendenz; wohl wenden sie sich an die breiten Volksmassen und werden von ihnen gerne angenommen, aber sie haben doch kein eigentliches Heimatrecht unter den lesenden Laien, die an der Schöpfung dieser Prosa keinen Anteil haben. Ihre Bedeutung für die deutsche Literatur liegt weniger in ihrem Stoff, in ihrer Art, in dem Geist, den sie ausatmen, als vielmehr in ihrer Form; sie arbeiten an der Geschmeidigkeit der Sprache, an ihrer Eignung zur ungebundenen Rede, und so leisten sie an ihrem Teil das gleiche Werk, das Predigt und Mystik[24], Geschichts- und Rechtsprosa an dem ihrigen tun. Ihr Vorbild ist die lateinische Prosa; aus dem Gebrauch der kirchlichen Weltsprache entwickelt sich die Übersetzungstätigkeit aus dem Lateinischen, und erst, als beide Stadien durchlaufen sind, wagt sich die selbständige Prosa hervor[25]. So ist das Feld bereitet, als die bürgerlich-laienhafte Prosa Kulturbedingung wird; sie findet eine formale Tradition, an die sie anknüpfen kann, Sprache und Publikum sind ihr gefügig.

---

[23] Vgl. zum folgenden *W. Liepe*, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken S. 34 ff.

[24] Die Mystik ist auch Erzeugerin einer guten Briefprosa, die freilich mit ihr wieder erlischt. *G. Steinhausen*, Geschichte des deutschen Briefes. Berlin 1889, I 13 f.

[25] *W. Scherer*, Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar. Quellen und Forschungen XXI (1877) S. 7; vgl. *Scherer*, A. f. d. A. III (1877), 202.

Diese neue Prosa kommt aus Frankreich. Da finden sich schon im 12. Jahrhundert Ansätze zu einer französischen Originalprosa, im dreizehnten Jahrhundert entwickeln sie sich, und um die Mitte des Jahrhunderts sehen wir bereits große Zyklenromane entstehen[26]. Zwar läßt sich der Vers schwer verdrängen, das ganze 13. Jahrhundert hindurch kämpft gebundene gegen ungebundene Rede, und erst in den Prosaversionen der Artusromane haben wir reine Prosa vor uns. Sehr wahrscheinlich ist auch in Frankreich die Prosa nicht autochthon; von Nordfrankreich geht die Bewegung aus, und das ist die Gegend, in der keltischer Einfluß sehr bestimmend auf die romanischen Nachbarn einwirkt. Für die Kelten aber ist die Prosa die Form der epischen Dichtung schlechthin[27]; unberührt von jedem antiken Einfluß entsteht um die Wende des 7. Jahrhunderts das älteste irische Epos Táin bó Cúalnge, das den Zug der Iren gegen Ulster in Prosaform besingt[28], und die Trojaner- und Alexandersage finden bei den Iren ihre epische Gestaltung in ungebundener Rede. Wie dem auch sei: ihre Ausbildung und weltgeschichtliche Bedeutung hat die Prosa bei den Franzosen gefunden; die französische Prosa gilt als vorbildlich in ganz Europa; in England ist sie Hofsprache bis zu Cromwells Zeiten, in Norditalien bis um 1500, in Turin bei Hof und Akademie gar bis ins 18. Jahrhundert hinein. Im 13. Jahrhundert bedient sich Brunetto Latini in seinem „Lehrbuch des Lebens" ihrer, und Marco Polo folgt seinem Beispiel in seiner „Reisebeschreibung" (1298)[29]. Spanien empfängt zuerst die Anregung zu eigenem Nachschaffen; an der Sprache der Kanzlei Alfons X. (um 1250) ausgebildet, durch Übersetzung geschult, ist seine Prosa zuerst geschmeidigt, die französischen Ritterbücher nachzuahmen: so gelingt hier der

---

[26] Vgl. zum folgenden *W. Liepe,* Elisabeth von Nassau-Saarbrücken S. 29ff., *H. Morf,* Die romanischen Literaturen. Die Kultur der Gegenwart I 11, 1 S. 158ff., *S. Singer,* Die Wiedergeburt des Epos und die Entstehung des neueren Romans. Sprache und Dichtung II. Tübingen 1910. S. 55.

[27] *H. Zimmer,* Sprache und Literatur der Kelten im allgemeinen. Die Kultur der Gegenwart XI 1, 1 (1909), S. 61ff.

[28] *S. Singer,* Wiedergeburt des Epos S. 55.

[29] *H. Morf,* Die romanischen Literaturen S. 159.

große Wurf des Amadis[30]. Dann folgt Italien; Dantes Francesca liest schon den prosaischen Lanzelot. Als Deutschland den breiten Strom der französischen Prosa aufnimmt, hat er bereits ganz Europa überflutet.

Ansätze zu einer deutschen Unterhaltungsprosa zeigen sich hie und da schon früher. Kaum wird man den Lucidarius (um 1200) hier anführen dürfen; ungeachtet seiner Stellung, die er späterhin unter den Volksbüchern einnimmt, ist er nach Ursprung und Tendenz doch mehr ein Lehrer als ein geselliger Freund. Aber wichtig bleibt trotzdem der Umstand, daß seine Form die Prosa ist:

„ez enwere an dem meister nicht bliben,
er hette ez gerimet, ab er solde,“

bemerkt der versefreudige Verfasser im Vorwort. In Niederdeutschland findet sich dann ein erster früher Vorläufer des Prosaromans; hier entsteht im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, kurz vor dem Sachsenspiegel, ein Lanzelot, von dem Bruchstücke uns erhalten sind. Ungefähr um dieselbe Zeit oder wenige Jahre später verfaßt ein hochdeutscher Prosaist einen höfischen Roman; das dürftige Fragment, das ein glücklicher Fund uns kürzlich beschert hat, läßt kaum erkennen, welchen Stoff das Werk behandelt; vielleicht liegt ein Tristan vor uns[31]. Dann schweigt die Überlieferung lange Zeit; der Vers herrscht allein, die ungebundene Rede gilt als unaristokratisch: noch ist die soziale Umschichtung, die ihre Grundbedingung ist, nicht erfolgt. Als sie einsetzt, ist auch die Zeit der Unterhaltungsprosa gekommen: mit Übersetzungen beginnt sie — ein niederdeutsches Fragment einer Prosaversion des *chanson de geste* von *Girart de Roussillon* von etwa 1400 steht an der Sptize der Entwicklung[32] —, schreitet über die selbständige Auflösung deutscher Versromane fort — erst 1465 begegnet uns das erste Beispiel für diese

[30] ebda. S. 202. *Ph. Strauch* („Pfalzgräfin Mechthild in ihren literarischen Beziehungen.“ Tübingen 1883, S. 43) läßt die Prosa von den Niederlanden nach Deutschland kommen.

[31] *E. Schröder,* Fragmente eines mittelhochdeutschen Prosaromans aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. ZdA. 59 (Neue Folge 47), 1922, S. 161 f., 216.

[32] *Liepe* Elisabeth von Nassau-Saarbrücken S. 37.



Stufe in einer mitteldeutschen Erzählung von „Valentin und Namelos", der eine niederdeutsche Nachdichtung französischer chanson-de-geste-Dekadenz zugrunde liegt[33] — und steigert sich schließlich zu eigenen, originalen Werken. Fortunat und Eulenspiegel, beide vom Beginn des 16. Jahrhunderts, bezeichnen hier die Anfänge. Zwischen Übersetzungen und Prosaauflösungen besteht dabei kein nennenswerter innerer Unterschied, denn auch die Prosaauflösungen, weit an Zahl hinter den Übersetzungen zurückstehend, vermitteln ihren Hörern zumeist französisches Gedankengut. Aber von der letzten, der dritten Stufe trennt beide eine breite Kluft: in den Werken, die zu ihr gehören, wird deutscher Inhalt von der neuen, nun völlig ausgebildeten Form umschlossen, sie bildet füglich den Gipfel der Entwicklung. Und indem wir das Schwergewicht auf den Zusammenhang zwischen volkstümlichem Inhalt und volkstümlich gewordener Form legen, unterscheiden wir diese Volksromane[34] von den nur ihrer Verbreitung nach volkstümlichen Ritterromanen.

Wie sehr die Prosaform diesem Geschlechte angemessen ist, zeigen gelegentliche Bemerkungen der Verfasser. Noch der Lucidariusautor hatte bedauert, nicht reimen zu dürfen, auch der Tristrantauflöser glaubt sich noch entschuldigen zu müssen: *„von der leüt wegen, die solicher gereimbter bücher nit genad habent, auch etlich, die die kunst der reimen nit eygentlich versteen künden, hab ich ungenannter dise hystori in die form gepracht,* und der Wigoleisbearbeiter ist durch *etlich edel und andere ehrliebende personen, mann und frauwen gebetten worden, jnen zu lieb die history ungereimbt zu beschreiben";* er bekennt freiwillig, *daß er nach den sitten der poeten nichtz enkan.* Ringoltingen, der Erzähler der Melusine, rühmt sich am Ende, daß er *diss buch schlechtlich on rimen nach der substantz, so best er kund, gesetzt:* das Gewicht dieser Worte liegt weniger

[33] ebda. S. 51.

[34] Diese vergißt *Liepe* S. 77, wenn er sagt: „Weder das Auftreten der Prosaform in diesem Zeitraum noch die besondere Gestaltung ... sind charakteristisch deutsch. Deutsch bleibt nur die Sprachgebung." Die Geschichte des Romans mit Grimmelshausen zu beginnen (*W. Stammler,* Zeitschrift für den deutschen Unterricht 30, 337; *F. Clement,* Die Grundlagen der deutschen Dichtung. München 1904. S. 36), geht nicht gut an.

auf dem *schlechtlich* (wie etwa Benz meinen möchte), als auf der Bemerkung *nach der substantz:* es kommt auf den Inhalt an, das Publikum wünscht Stoff, jede Bindung in der Form wirkt dabei störend. Daß hier schon die Prosaform als künstlerisches Darstellungsmittel des Romans empfunden wird[35], mag mit Fug bezweifelt werden; vielmehr ist der Vers zu schwierig, zu anspruchsvoll für den Leser, der unerhörte Neuigkeiten kennenlernen oder sich an altbeliebten wunderbaren Begebenheiten mit leichter Mühe von neuem erfreuen möchte. Darum ist auch der Vergleich dieser Zeit mit dem Sturm und Drang nicht recht zutreffend:[36] dort ist es ein wirkliches, bewußtes Abschütteln der Form, eine revolutionäre Tat, die zur Prosa führt, hier eine willige Annahme fremden Vorbildes, das sich bequem in die Lücke einfügt, die eine nicht mehr zeitgemäße, langsam abgestorbene Poesie zurückgelassen hat. Es ist interessant zu beobachten, wie mit der Zeit die Anpassung an die Prosa immer selbstverständlicher wird; die Melusinenausgabe von 1474 berichtet in ihrer historischen Einleitung, der Vorlage entsprechend, von der Entstehung des Romanes noch: *vnd* (der Graf) *hyes im mytt reymen ein buch machen;* spätere Ausgaben des 17. und 18. Jahrhunderts setzen dafür: *solches nun solte er in einem tractat und vollkommenen buch, nach genealogisch und historischer beschreibung, einrichten, es sey gleich in reymen oder so gebundener, als ungebundener red-art, wie es ihm am füglichst gedeuchte.*

Der Unterschied dieser neuen Prosaromane von den letzten Versepen, deren äußere Nachfolgerschaft sie antreten, liegt nicht so sehr im Stoff als vielmehr in der Form: Kaspar von der Röhns und Ulrich Füetrers Reimwerke sind innerlich dem Tristrant, dem Wigoleis sehr verwandt, und ihre Verfasser wollen nichts anderes als die Prosaisten: nämlich erzählen. R. M. Meyers

---

35 *H. Naumann*, Grundzüge der deutschen Volkskunde. Wissenschaft und Bildung 181 (Leipzig 1922), S. 107. *Dunlop*, Geschichte der Prosadichtungen S. 3 erfaßt den Zusammenhang schärfer.

36 *Bobertag*, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. I (Breslau 1876), S. 67. *R. M. Meyer*, Die deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts[2] (hg. Pniower), Berlin 1920, S. 214.

Beobachtung, daß der Roman unter allen Umständen eine erfundene Geschichte sei, während an der historischen Wahrheit des Epos, auch von dem Erzähler selbst, geglaubt werde[37], trifft wenigstens für diese frühe Zeit nicht zu. Im Roman steht die Erzählerfreude, im Epos der ästhetische Genuß mehr im Vordergrunde; es mag an der schwächeren epischen Veranlagung der Deutschen liegen, daß hier später als bei den Kelten und Franzosen die ungebundene Form Heimatrecht findet[38]. Aber zwischen Epos und Roman besteht entwicklungsgeschichtlich ein tiefer Zusammenhang, *eine* Linie verbindet sie beide. In seiner feinen poetischen Art hat Jacob Grimm das einmal ausgedrückt, als er von dem Romane sprach, „in welchem das Epos sich, wie der Rhein in den Sand, verlaufen hat"[39]. Ein Wort Goethes, das er zu Eckermann geäußert hat, findet seine Bestätigung besonders für unsere Zeit: „Es liegt in der deutschen Natur," sagt er, „alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen." Und Jahrzehnte später zieht in seinem Sinne Gervinus die Summe aus den Erscheinungen unserer Periode, wenn er sagt: „Das dankt man ... der Auflösung der Reime und Verse in jenen Zeiten, daß man zu lernen anfängt, sich in fremden Geist zu finden, und daß im strengen Gegensatze zu den poetischen Romanen die prosaischen die Farbe ihrer lateinischen, französischen, italienischen, niederländischen Quellen ebenso festhalten, wie es jene verwischen."[40]

Ihren Ausgang nimmt die junge Unterhaltungsprosa von fürstlichen und adligen Kreisen; wie stark das Vorbild dieser Gesellschaftsschichten noch immer ist, zeigt sich gerade in dieser Tat-

[37] *R. M. Meyer*, Vom Romantischen im Roman. Velhagen & Klasings Monatshefte. XXVI, 1911/12, II 290.

[38] *Chr. Touaillon*, Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts. Wien-Leipzig 1919, S. 4.

[39] Deutsches Wörterbuch II, 1469.

[40] *G. G. Gervinus*, Geschichte der deutschen Dichtung[5] (Leipzig 1871) II 343. Auch *Goethe* erkennt in den „Noten und Abhandlungen zum Divan" (Weimarer Ausgabe I 7, S. 235) den inneren Geist der Prosa; auch diese Stelle ist für unsere Zeit bedeutsam. Über Poesie und Prosa vgl. ferner *J. Grimm*, Kleinere Schriften VI (Berlin 1882), S. 95.

sache. Aber von Anfang an wenden sich die neuen Romane an ein breiteres Publikum, und sehr bald treten Persönlichkeiten aus diesem hervor, die ihrerseits auf dem von Fürsten und Adel begonnenen Wege fortschreiten. Der Geist der Werke, die die Burgadligen dem deutschen Publikum vermitteln, ist in keiner Weise ein anderer, als der, den die frühen Romane der alten Gesellschaftsklasse atmen, denn die Einheitlichkeit des Kulturbildes wird in dieser Zeit nicht durch die verschiedenen Stände gestört. Ein Wechsel findet im Lauf der Jahrhunderte nur im Publikum statt: in ihrer Frühzeit gehören die volkstümlichen Ritterromane den Gebildeten an, die später, als die breite Masse des Volkes von ihnen Besitz ergriffen hat, ihre erbittertsten Feinde werden. Vom Standpunkt des Publikums aus, aber auch nur von diesem, kann man also für die späteren Jahrhunderte die Ritterromane sehr wohl als „gesunkenes Kulturgut" bezeichnen[41]; ihren Ausgang jedoch nehmen sie alle, auch die jüngsten, aus den Kreisen derer, die sie jedenfalls äußerlich als roh und unpoetisch ablehnen oder totschweigen.

Es sind besonders zwei Frauengestalten, die, aus fürstlichem Kreis stammend, fördernd und anregend die neue Bewegung beschützen: Elisabeth von Nassau-Saarbrücken und Pfalzgräfin Mechtild. Elisabeth[42] stammt aus Frankreich; ihre Mutter hat in der Geschichte der französischen Prosa eine bedeutsame Stellung inne; zur Zeit ihrer Kindheit lebt Christine von Pisa (1374 bis 1430) in Frankreich, die erste französische Berufsschriftstellerin, die Vers und Prosa gleichmäßig pflegt. Als Elisabeth, durch ihre Heirat zur deutschen Fürstin geworden, daran geht, die Werke ihrer Mutter, „Loher und Maller" (1407) und „Hug Schapler", in deutsche Prosa umzusetzen, tut sie, von sich aus gesehen, nichts Besonderes. „Herzog Herpin" und die „Königin Sibille" folgen, damit ist ein Stamm von Werken geschaffen, der in seiner Art vorbildlich ist und zunächst auch vorbildlich bleibt. So bildet diese Frau die Brücke für einen Kultureinfluß, der, wenn sie nicht gewesen wäre, nicht so leicht und

---

[41] *Naumann*, Grundzüge der dtschen Vk. S. 107; *Liepe*, Elisabeth S. 70, *Brecht*, Einführung in das 16. Jahrhundert, S. 347.

[42] Das grundlegende Werk über sie ist die oft angeführte Arbeit von *Liepe*, s. S. 6, Anm. 48.

zwanglos hätte Platz greifen können. Und ein freundlicher Zufall setzt ihr eine gleich begünstigte Gefährtin zur Seite: zwischen 1449 und 1456 übersetzt Eleonore Stuart, die Gattin Herzogs Sigmunds von Tirol und Vorderösterreich, den französischen Roman von Pontus und Sidonia, den sie wohl durch ihre Schwester Margarete, die Gemahlin Ludwigs XI., kennenlernte[43], in deutsche Prosa. Beider Fürstinnen Werke haben ihre Bedeutung mehr für die Entstehung des Prosaromans als für die Geschichte der Volksbücher: Eleonorens Werk wird zwar 1483 (bei Schönsperger in Augsburg) gedruckt, spielt aber späterhin nur eine untergeordnete Rolle, und die Romane der Elisabeth finden erst im 16. Jahrhundert im Straßburger Drucker Grüninger einen späten Verleger; als sie auf dem Büchermarkt erscheinen, haben ihnen bereits andere, geschmeidigere Werke den Rang abgelaufen.

Eleonore Stuart steht im Verkehr mit der Pfalzgräfin Mechtild[44], Elisabeth von Nassau-Saarbrücken ist ihre Base: der Hof, den die junge Witwe zu Rottenburg hält, ist der Mittelpunkt des literarischen Deutschlands jener Jahre. Ihr widmet Hermann von Sachsenheim seine Epigonendichtungen, von ihr erbittet Püterich von Reicherzhausen die neuen Prosaromane in gereimtem höfischem Briefe: wenn wir vorhin Elisabeth die Brücke zwischen Frankreich und Deutschland nannten, so ist sie die Brücke zwischen alter und neuer Zeit; daß der Übergang so leicht und harmonisch vonstatten geht, ist ihr Werk nicht minder als Elisabeths. Und wieder ist ihr Mäcenatentum ein Nachleben französischen Vorbildes: König Johann und Karl V. sind von einem ganzen Stab von Dichtern umgeben[45], und am burgundischen Hofe findet die Prosa besondere Begünstigung[46].

---

[43] *P. Wüst,* Die deutschen Prosaromane von Pontus und Sidonia. Phil. Diss. Marburg 1903.

[44] *Ph. Strauch,* Pfalzgräfin Mechtild in ihren literarischen Beziehungen. Tübingen 1883. *E. Martin,* Erzherzogin Mechthild, Gemahlin Albrechts VI. von Österreich. Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften II (1872), 147ff.

[45] *W. Scherer,* A. f. d. A. III (1877) 202.

[46] *G. G. Gervinus,* Geschichte der deutschen Dichtung[5] (1871) II 336.

Neben diesen fürstlichen Frauen stehen eine lange Reihe von Fürsten und Adligen der neuen literarischen Form fördernd zur Seite und suchen so die Lücke auszufüllen, die die produktive dichterische Betätigung in jener Zeit bei ihnen zeigt: der einzige Hutten tritt selbstschöpferisch hervor; Sickingen und Landschad verfassen nur reformatorische Streitschriften und Sendbriefe, und mit ihnen ist die Zahl der adligen Schriftsteller erschöpft[47]. Aber als Anreger haben sie viel geleistet: 1444 setzt Johann Hartlieb die Alexander-Geschichte für Albrecht III. in Prosa um (gedruckt 1472), auf Wunsch adliger Kreise wird 1492 Wirnt v. Gravenbergs Wigalois aufgelöst (gedruckt 1493), 1485 übersetzt der kaiserliche Rat und Kanonikus Marquard v. Stein den „Ritter v. Turn". Der Verdeutscher der Melusine (erster Druck 1474) ist ein Adliger; er unternimmt seine Arbeit auf Wunsch des Markgrafen Rudolph von Hochberg-Neuenburg, und Veit Warbeck widmet seine „Schöne Magelone" (1535) dem Kurprinzen Johann Friedrich von Sachsen. Eberhard von Württemberg veranlaßt die Übersetzung des Buchs der „Beispiele der alten Weisen", für ihn werden einzelne Teile der Bibel, Stücke aus Josephus, Sallust, Columella, Livius, Ovid, Demosthenes, Euklid, Augustin in deutsche Prosa übertragen[48], und sein später Nachfolger Christoph gibt die erste Anregung zur Verdeutschung des Amadis[49]. Unter starkem Schutz, unter günstigen Bedingungen hält die neue Prosadichtung in Deutschland ihren Einzug, und beide Vorzüge bleiben ihr: so ist ihr Weg für die Zukunft gesichert.

Die ersten Jahrzehnte hindurch ist die Romandichtung Eigentum der führenden Stände, so gut wie das höfische Epos; sie bleibt es, solange nur Handschriften für ihre Verbreitung sorgen. Mit der Erfindung des Druckes wird das anders; weitere Kreise sind in der Lage, die Bücher zu lesen und zu erwerben. Zu gleicher Zeit macht die junge Buchdruckerkunst die Gebildeten mit den neuen Stoffen der Renaissance und des Humanismus bekannt, denen sich nun ihr vornehmliches Interesse zuwendet.

[47] *E. Kück,* Schriftstellernde Adlige der Reformationszeit. Programm Rostock 1899.

[48] Das Buch der Beispiele der alten Weisen, hg. von *W. L. Holland,* Bibliothek des Liter. Ver. Stuttgart Nr. 56 (1860) S. 249.

[49] *H. Rausse,* Geschichte des Deutschen Romans bis 1800. (1914), S. 53.

Und dann kommt die Reformation und lenkt die Interessen in den beiden feindlichen Lagern von den alten ritterlichen Werken ab: mit dem beginnenden Verständnis für die gelehrt-antiken oder antikisierenden Bücher, mit zunehmender Anteilnahme an den Streit- und Schmähschriften vollzieht sich die Abkehr der führenden Stände von der Literatur der Ritterromane. Es ist dieselbe Zeit, die Raum und Gelegenheit bietet, einheimische Stoffe in volkstümliches Gewand zu kleiden; erst jetzt kann man die alten Ritterromane, zu denen nun die neuen Volksromane treten, als Volksbücher bezeichnen.

So ist der Druck die äußere Vorbedingung für die Verbreitung der neuen Literaturgattung; durch seine Hilfe erst wird das ganze lesekundige Volk instand gesetzt, an ihr Anteil zu nehmen[50]. Denn so leistungsfähig die Handschriftenabschreiber im 14. und 15. Jahrhundert auch geworden sind[51], die Grenzen ihres Könnens sind, mit der Druckerkunst gemessen, doch gering. Und zu dem ins Niegeahnte gesteigerten Leistungsvermögen treten zwei weitere Faktoren, die die Verbreitung der Bücher befördern: der ungehinderte Nachdruck, der es jedem Verleger ermöglicht, Neuerscheinungen anderer Pressen seiner eignen anzueignen, und ganz besonders der geschäftstüchtige Unternehmergeist, der alle Vertreter der neuen Kunst beseelt. Neben den kostbaren Prunkdrucken werden sehr bald billigere Ausgaben hergestellt; im 16. Jahrhundert löst sich das Buch immer weiter von der Handschrift[52]. Format und Einband werden handlicher, alles ist auf die Aktuellität eingestellt, äußere Schönheit der Bücher wird, vom Titelblatt etwa abgesehen, nicht mehr angestrebt. Und bald findet unter orientalischem Einfluß der Pappdeckel statt des Pergamentbandes seine Verwendung und verringert die Kosten für Verleger und Käufer. Noch in den ersten Jahrzehnten des Buchdrucks springen Abschreiber in die Lücken, die er noch nicht füllen kann, und arbeiten mit an der Verbreitung der gedruckten Werke; der Verfasser des Tristrant (1484) bittet *die das lesen*

[50] so schon *A. Bachmann* und *S. Singer*, Deutsche Volksbücher. Bibliothek des Literarischen Vereins Stuttgart Nr. 185, S. XI; vgl. *Benz*, Volksbücher S. 26. *Naumann*, Grundzüge der deutschen Volkskunde S. 108.

[51] *G. Steinhausen*, Geschichte der deutschen Kultur. II² (1913) S. 171.

[52] Vgl. *A. Schramm*, Schreib- und Buchwesen einst und jetzt. Leipzig v. J., S. 31 f.

oder abschreiben, seine Irrtümer zu verbessern. Ihre Hilfe wird mit wachsender Leistungsfähigkeit der Pressen unnötig[53]; wie die Verleger von Anfang an bemüht sind, hauptsächlich Texte herzustellen, die im Publikum auf Anklang rechnen könnten[54], ist auch in der Folgezeit ihr ganzes Bemühen darauf gerichtet, dem Leseeifer und den Interessen der Käufer entgegenzukommen, und der hat den größten Absatz, der am billigsten verkauft. Die süddeutschen Pressen behaupten in den ersten hundert Jahren fast alleine den Platz; von Ulm und Augsburg verschiebt sich das Schwergewicht buchhändlerischer Tätigkeit langsam nach Frankfurt, das um 1550 den Mittelpunkt bildet; sein Verleger Sigmund Feyerabend[55] stellt den Typ des geschäftstüchtigen, skrupellosen Volksbuchdruckers dar. Wie die Entwicklung im einzelnen vor sich geht, davon wird noch zu reden sein. Hingewiesen sei aber schon hier auf die marktschreierischen Anpreisungen, die, an Anfang und Ende des Buches angebracht, das Publikum zum Kaufe anlocken sollen und deutlich genug Zeugnis geben von dem Geist der Verleger (vgl. oben S. 4 f.). Im Anfang der Entwicklung in bescheidenen Grenzen, wächst der Umfang dieser werbenden Ankündigungen stetig und nimmt schließlich eine Breite ein, die für den eigentlichen Titel des Buches kaum noch Platz läßt. So druckt der Straßburger Martin Schott[56] 1488 *das buch der geschicht des großen allexander, 1489 ein hübsche histori von der Küniglichen stat troy wie si zerstörett wartt* und um 1485 *ein lieblich history von dem hochgelehrten meister Lucidario;* nur mit schmückenden Beiworten wird der Inhalt des Buches dem Leser verlockend zu machen versucht, und andere gleichzeitige Werke anderer Verleger halten sich in ähnlichen be-

53 Daß die angeführte Notiz aus dem Tristrant noch im Frankfurter Druck von 1570 steht, ist lediglich ein Beweis für die Gedankenlosigkeit der Verleger und die Sorglosigkeit der Abdrucke, nicht aber, wie *F. Lichtenstein* (Zur Kritik des Prosaromans Tristrant und Isalde, Breslauer Habilitationsschrift 1877, S. 9) will, für noch damals geübte Abschreibertätigkeit.

54 Vgl. *R. Pietschmann,* Das Buch. (In: Die Kultur der Gegenwart I 1, 1912) S. 571.

55 *H. Pallmann,* Sigmund Feyerabend, sein Leben und seine geschäftlichen Verbindungen. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. N. F. VII (1881), S. 1 ff.

56 *Ch. Schmidt,* Martin und Jean Schott. Répertoire Bibliographique Strasbourgeois jusque vers 1520. II. Straßburg 1893.

scheidenen Grenzen. Aber mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts ändert sich das Bild; 1519 prunkt der Titel des Wigoleis, der 1493 bei Schönsperger in Augsburg unter der einfachen Bezeichnung *Wigoleyß vom rade vom grafcuperg* erschienen war, schon in anspruchsvoller Breite: *ein gar schöne liepliche und kurtzweilige history von dem edelen herren Wigoleis vom rade. Ein ritter von der tafelrvnde mit seinen schönen hystorien vnd figuren. Wie er geboren vnd sein leben von seiner jugent an biss an sein ende geführt vnd vollbracht hat* (Straßburg, bei Knoblauch). Die älteste Ausgabe des Salomon und Markolf (1487 bei Ayrer in Nürnberg) betitelt sich *frag vnd antwort Salomons vnd Marcolfi,* im Laufe der Jahrhunderte aufgeschwellt, lautet der Titel in den Jahrmarktsausgaben des 18. Jahrhunderts: *der visirliche Marcolphus, bestehend in einem abentheuerlichen gespräch zwischen dem könig Salomon und diesem unberichtsamen und groben menschen.* Hartliebs Alexanderbuch von 1473 kündigt sich schlicht an: *hienach volget die histori von dem grossen Alexander wie die Eusebus beschriben het;* 1509 ist bereits anspruchsvoller: *das buch der geschicht des grossen Allexanders wie die Eusebus beschriben und geteutscht (!) hat mit vyl schönen figuren,* und 1670 wird eine ganze ruhmredige Inhaltsangabe geboten: *Historia von dem grossen könig Alexander wie der innerhalb zwölff jahren mit grosser unglaublicher eil fast die gantze welt mit viel schlachten und grossen siegen durchwandert und gantz Asien von dem Adriatischen meer an biss an das Indianische grosse meer unter seine gewalt gebracht hat. Jetzo aufs neu aus der alten teutschen sprach in druck gegeben.* Neue Bücher, die auf den Plan treten, eignen sich gleiches Gebaren an; der Titel des Siegfriedbuches (1726) lautet prahlend genug: *eine wunderschöne historie, von dem gehörnten Siegfried, was wunderlicher ebentheur dieser theure ritter ausgestanden, sehr denkwürdig und mit lust zu lesen. Aus dem frantzösischen ins teutsche übersetzt und von neuem wieder aufgelegt.* Ob die Ankündigungen Unwahrheiten, wie die Schlußbemerkungen des Siegfriedbuches, enthalten, ist gleichgültig, wenn diese nur ihren Zweck erfüllen, das Publikum anzulocken; tritt doch schon in des Straßburgers Jakob Frölich Griseldisausgabe von 1554 die Reklame unverhüllt vor den Käu-

fer: „*Kauffs, liss es, du würsts loben.*“ Von hier bis zu den großen Anpreisungen, wie sie die jüdisch-deutsche Bearbeitung des Schildbürgerbuches (1637) aufweist, ist nur ein Schritt; dort heißt es am Schluß: *tut, ir leit, geschwind her bei laufen, schauet das buch an un tut es behend kaufen. lange tu ich nit dar mit warten. jetzund is di zeit, das ich mus der mit reisen an alle plezen un orten. Kan es nit anderst tun, sonsten tut* (es) *mir ein anderer kaufman. habe grose zeit da mit ver bracht, libe leit, ich bit eich, seit des wol bedacht, wie selt ich den anderst kenen besten, ja, izund mus ich ganz fleisig der mit rum gen.* So schließt denn auch der Titel der jüdisch-deutschen Bearbeitung des Wigoleis: *wann ihr wert drinnen leyen, wert sich euer hertz erfreuen.*

Unter diese lebhaft angepriesenen Werke ihren Namen zu setzen, scheuen sich die Verleger zumeist, besonders dann, wenn es sich um Nachdrucke handelt. Bereits im 15. Jahrhundert erscheinen Romane ohne Angabe des Druckortes und -jahres; vor 1481 druckt eine Augsburger Presse, wahrscheinlich Anton Sorg, das Brandanbuch zweimal; so tragen bereits die beiden frühesten Ausgaben des Werkchens den zeitlosen überzeitlichen Charakter, der später all diese Bücher vereint. Es wird, abgesehen von den Vorteilen, die der Verleger aus der Fortlassung von Ort und Jahr zieht, beim Käufer das Gefühl erweckt, als bekomme er etwas ganz Neues, soeben Gedrucktes in die Hand; auch dieser Umstand wirkt auf den nach literarischen Neuigkeiten lüsternen Leser. Als im 18. Jahrhundert das für die neueren Volksbuchausgaben bezeichnende „Gedruckt in diesem Jahr“ in die Lücke tritt, wird dieser Eindruck beim Publikum nur stärker betont und unterstrichen; aus der Unterlassungssünde entsteht die wirkliche Täuschung, das ist nur ein Schritt. Daß bei der Unterdrückung von Druckort und -jahr nicht nur Furcht vor den Folgen des Abdruckes die Hand im Spiel hat, zeigt die Tatsache, daß auch Erstdrucke zuweilen beides vermissen lassen (wie z. B. die oben erwähnten Brandanausgaben) und daß anderseits, besonders in den ersten hundert Jahren der Entwicklung, auch Nachdrucke sehr oft den Namen ihres Verlegers tragen. Im 16. Jahrhundert haben die Drucke ohne Ort und Jahr fast allein den Platz; sie sind nun, ausgeschieden aus der Masse der

anderen Literatur, Gemeinbesitz geworden, und wer sie druckt, erhebt keinen Anspruch auf irgendein Eigentums- oder Verlagsrecht.

Die ersten Ausgaben der Ritterromane erscheinen im Gewande der ersten Druckerzeugnisse überhaupt: im Folioformat, mit prächtiger Ausstattung. Aber man erkennt rasch, worauf es ankommt: handliche Bücher zu schaffen, die, unbeschwert von allem Prunk der teueren Werke, auch für den nicht hochbemittelten Bürger käuflich sind. So tritt sehr bald neben den Folioder Quartdruck, eine Zeitlang bestehen beide nebeneinander: die Tristrantausgabe, die Anton Sorg 1484 in Augsburg herausbringt, erscheint in Quart, ihre Nachfolgerin von 1498 aus dem Verlage von J. Schönsperger in Folio [56a]. Aber schon hat der Quartdruck den Vorzug: Salomon und Markolf erhält in allen Ausgaben des 15. Jahrhunderts (1482, 1487 Ayrer, Nürnberg, 1489 Westphal, Stendal, 1490 Schobsser, Augsburg, 1496 Zainer, Ulm, 1498 ders.; dazu 2 Drucke o. O. u. J.) dieses Format, und mit dem 16. Jahrhundert geht man zum Oktav über: Wigoleis erscheint 1560 bei Weigand in Frankfurt in der neuen handlichen Form, die er nun beibehält, Salomon und Markolf nimmt sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts (1520, Nürnberger Druck) für alle weiteren Drucke an, und in dem Inventar, das über den Nachlaß des Buchhändlers Gülfferich 1568 aufgenommen wird, ist kein Volksbuch mehr aufgeführt, das eine andere Form aufweist; alle vier (Ritter Galmi, Herzog Ernst, Pontus, Eulenspiegel) sind nur in Oktavausgaben vertreten [57]. Man wünscht handliche, billige, nicht zu ausgedehnte Bücher: die Lanzelotprosa gelangt ihres großen Umfanges wegen nie zum Druck [58] und die vornehm ausgestattete Ausgabe von „Pontus und Sidonia", die Schönsperger in Augsburg 1483 herausbringt, wird nicht volkstümlich; erst die kleinen, immer karger werdenden Ausgaben des 16. Jahrhunderts gewinnen die Gunst des Publikums. Ähnlich geht es der älteren Übersetzung des „Herzog Ernst", die in ihrer kostbaren Form nicht in weitere Kreise dringt und erst nach der Umformung in volks-

---

[56a] *F. Pfaff*, Der älteste Tristrantdruck. Germania 30, S. 19ff.

[57] *H. Pallmann*, Sigmund Feyerabend S. 145.

[58] *A. Peter*, Die deutschen Prosaromane von Lanzelot. Germania 28, 129ff., bes. S. 140.

tümliche Form beliebt wird. So scheitert auch der Versuch des Jheronimus Rodler, seine Übersetzung des französischen Romans von den Haymonskindern einzuführen, an dem hohen Preise des Werkes, das in ansprechender Ausstattung, mit schönen Typen, auf gutem Papier, verziert mit 63 künstlerischen Holzschnitten nur auf zahlungsfähige Käufer rechnen kann (1535 *buch der vier süne Aimonts)*; erst 1604 gelingt es dem Deventerischen Buchdrucker Paul von der Aelst, anknüpfend an den Niederländischen Roman, den Stoff in anspruchsloserer Form volkstümlich zu machen[59]. Es ist bezeichnend, daß die eigentlichen Volksromane, auch der frühe Eulenspiegel (1515), von Anfang an in Oktav erscheinen, während die Erstausgabe der Magelone (1535) und ihre zehn ersten Nachdrucke (bis 1553) noch Quartformat aufweisen; erst von 1556 ab geht auch die Magelone zu der kleineren Form über. Der ritterliche Stoff wird also noch immer als höherstehend empfunden als der Volksstoff, wie ihn Eulenspiegel und Fortunat bieten, und höhere Kreise wenden sich ihm zu. Erst mit dem ersten Oktavdruck ist die Umwandlung des Romans zum Volksbuch vollzogen[60].

Mit der Entwicklung der Volksbuchform geht das langsame Werden des Holzschnittes zum typischen Volksbuchschmuck Hand in Hand. Roethes Hinweis auf die Wichtigkeit der Illustration für das Verständnis des Werkes[61] findet vielleicht bei keinem andern Literaturzweige so volle Bestätigung wie auf dem unsern, und es ist bezeichnend, daß auch er die Volksbücher als Schulbeispiel anführt; in dem gleichen Maße, wie Kunst und Prunk des Bucheinbandes sich verflüchtigen, wandeln sich die edlen Linien des alten Holzschnittes zur gedankenlosen Schablone. Als der Holzschnitt mit dem gedruckten Buch verbunden wird — Albrecht Pfister in Bamberg wagt als erster den Schritt vom Blockbuch zum illustrierten Buch (um 1460), und die Augsburger Drucker Zainer, Bämler und Anton Sorg folgen ihm[62] —, hat er

[59] *F. Pfaff*, Das deutsche Volksbuch von den Haimonskindern. Freiburg 1887, S. XXXIXff.

[60] Später ging man zu noch kleineren Formaten über; „Herzog Ernst" erschien 1610 in Basel in Kleinoktav.

[61] *G. Roethe*, Besprechung von Könneckes Bilderatlas, A. f. d. A. 26, S. 5.

[62] vgl. *R. Beck*, Neugefundene illustrierte Straßburger Drucke aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Zentralblatt für Bibliothekswesen X (1893),

bereits eine jahrzehntelange Entwicklung hinter sich; der erste datierte Holzschnitt trägt die Jahreszahl 1423, und auch er hat bereits Vorgänger[63]; so stehen die frühesten Buchillustrationen bereits auf einer beachtlichen künstlerischen Höhe[64]: auf nachträgliche Illuminierung berechnet[65], zeigen sie in derben markanten Strichen die Umrisse und Formen, die sich auch der Erinnerung des Ungelehrten einprägen. Einzelheiten, ins Spezielle gehende Feinheiten bleiben fort: sie hätten das ungeübte Auge nur verwirrt[66]. Denn nicht so sehr aus ästhetischen Rücksichten werden die Bilder dem Text eingefügt als aus Gründen der Belehrung; die lateinischen Originaltexte, die dieselben Verleger besorgen, erscheinen ohne Bildschmuck; sie sind für Geistliche und Gelehrte bestimmt, und diese bedürfen einer solchen Textinterpretation nicht. Aber fast alle deutschen Bücher, fast alle Übersetzungen sind illustriert; jeder Laie soll sie verstehen können und auch der, der nicht lesen kann, soll an dem Buche Anteil haben[67]. Dieser Tatsache entspricht die Fülle der Holzschnitte, mit denen die Ritterromane geschmückt werden: A. Sorg versieht seine Tristrantausgabe von 1484, deren Umfang 185 Blatt beträgt, mit 60, Schönsperger diejenige von 1498 mit 70 Holzschnitten[68], die fünfte, vermutlich in Straßburg erschienene Ausgabe des „Herzog Ernst" hat auf 56 Blättern 32 kolorierte Holzschnitte. Sebastian Brant sagt einmal „Imperitis pro lectione pictura est", und das Blockbuch der *Ars moriendi* sieht den Wert der Illustrationen darin, *ut omnibus ista materia sit fructuosa, tam*

---

331 ff.; *A. Schramm*, Schreib- und Buchwesen einst und jetzt. S. 31. *L. Baer*, Die illustrierten Historienbücher des 15. Jahrhunderts. Straßburg 1903, S. 27, setzt den Begrun der Illustration zehn Jahre zu spät an. Vgl. R. Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gotik und Frührenaissance. München-Leipzig 1884 I, S. VI.

[63] *K. Pfister*, Die primitiven Holzschnitte. München 1922, S. 5.

[64] Die Bücherillustration verrät am stärksten die Berührungen mit der italienischen Kunst; *F. v. Bezold*, Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890, S.

[65] *L. Baer*, Die illustrierten Historienbücher. S. 28.

[66] *J. Lefftz*, Murner. S. 10.

[67] *L. Baer*, Die illustrierten Historienbücher. S. 27.

[68] *F. Pfaff*, Tristant und Isalde. Bibliothek des lit. Ver. Stuttgart. CLII. Tübingen 1881, S. 204.

literis tantum literato deservientibus quam ymaginibus laico et literato simul deservientibus cunctorum oculis obicitur. Jede Kunst wird so dem erziehungsfreudigen Zeitalter zum pädagogischen Mittel.

Die geschäftsmäßige Verflachung des Buchdruckergewerbes bedingt dann sehr bald auch eine Verflachung der Illustration. Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts schon setzt sie ein; die Holzschnitte werden, um ein ausreichendes Bildmaterial zu haben, fabrikmäßig hergestellt, alte Formstöcke werden zerschnitten, um durch neue Kombinationen der Teile neue Bilder zu erzielen[69], und in neue Ausgaben werden die Illustrationen älterer Vorgänger übernommen[70]. Die Holzschnitte des Wigoleis von 1493 sind zwar einfach, aber naturgetreu; sie entsprechen der Situation, die sie darstellen sollen; von Auflage zu Auflage lösen sie sich mehr vom Text, wo passende Bilder fehlen, werden bereits in früheren Kapiteln abgedruckte Holzschnitte erneut beigegeben. Nicht einmal die verschwenderische Pracht der Bilder, die das Feyerabendsche „Buch der Liebe“ (1587) dem Wigoleis beigibt, kann über diesen Niedergang hinwegtäuschen; Palast- und Rüstungsmotive überwiegen die rein erzählenden Darstellungen, und der Held trägt statt des ihm charakteristischen Rades, das die Ausgabe von 1493 zeigt, einen farblos-neutralen Helmbusch. In der Ausgabe von 1611 ist der Tiefstand erreicht: die Szenerie ist nur selten getroffen, und die prunkenden Palastbilder machen sich auch dort breit, wo der Text eine Landschaft verlangt[71]. Selbst so gründliche Ausgaben, wie die Grüningerschen Eulenspiegeldrucke von 1515 und 1519, die auf die bildnerische Ausstattung das Hauptgewicht legen[72], halten die Entwicklung nicht auf, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den Illustrationen nicht nur weniger Sorgfalt, sondern auch weniger Raum zubilligt. Der Druck soll schnell gehen, er soll billig sein: jedes Hindernis zur Erreichung dieser Ziele ist unerwünscht. Der Augsburger Tristrant von 1498 hatte auf 58 Blättern 70 Holzschnitte, der Worm-

[69] *L. Baer,* Die illustrierten Historienbücher, S. 212.

[70] *R. Muther,* Deutsche Buchillustration I, S. XIII.

[71] *F. Schneider,* Die höfische Epik im frühneuhochdeutschen Prosaroman. Diss. Phil. Greifswald 1915, S. 98.

[72] *E. Schröder,* Faksimiledruck des Ulenspegels von 1515. Inselverlag 1911, S. 6.

ser Nachdruck (um 1550) verringert bei einem Umfang von 92 Blättern die Zahl auf 41; in der Straßburger Ausgabe von 1557 erläutern nur 55 Holzschnitte den 100 Blätter umfassenden Text, und die Frankfurter Ausgabe von 1570 fügt nur ein Bild mehr hinzu, obwohl sie das Werk auf 132 Blätter aufschwellt. Die derbe Formenkunst der alten Holzschnitte macht immer mehr einer öden Schematisierung oder undeutlichen Verseichtung Platz; daß trotzdem nicht auf den Bildschmuck verzichtet wird, zeugt von dem Verständnis der Buchhändler für die Wünsche des Publikums: ist doch der Erfolg des „Teuerdank" z. B. zwar nicht allein, wie Marc Monnier will[73], so doch zum großen Teil auf seine buchhändlerische Ausstattung zurückzuführen, und die Reisesammlungen von de Bry und Hulsius, die in der Masse der Bilder und Skizzen weit über das Maß ihrer Vorläufer hinausgehen, haben gerade dadurch ihren außerordentlichen Erfolg[74].

Wie notwendig die Bildbeigaben dem großen Publikum dieser mehr lernenden als gelehrten Zeit sind, bezeugt das Wort aus der Vorrede zu Brants „Narrenschiff" (v. 25ff.):

wer jeman, der die gschrifft veracht
oder villicht die nit kund lesen,
der siecht im molen wol sin wesen.

Zu der Zahl der Lesenden tritt die nicht unbeträchtliche der nur Schauenden, und solange ihre Anzahl groß ist, können nicht genug Bilder den Gang der Erzählung begleiten, sei es nun, daß sie dem, der nicht lesen kann, den Text ersetzen müssen, sei es, daß sie dem Vorlesenden zur Verdeutlichung, Verlebendigung an die Hand gegeben werden. Es wird damals noch sehr viel vorgelesen, eben weil die Kunst des Lesens keine allgemeine ist, und in diesem Sinne hat Benz[75] recht, wenn er von einer lautgesprochenen Prosa, die noch Menschen mit Ohr voraussetzte, redet. Bemerkungen in frühen Ritterromanen sprechen

[73] *Marc Monnier,* Literaturgeschichte der Renaissance von Dante bis Luther. Nördlingen 1888, S. 196.

[74] *M. Böhme,* Die großen Reisesammlungen des 16. Jahrhunderts und ihre Bedeutung. Straßburg 1904, S. 132, 163.

[75] *R. Benz,* Die deutschen Volksbücher. S. 27.

das deutlich aus: *„Nu vecht sich an gar ein schon istoria die lustig zuhoren ist“*, beginnt die alte Bearbeitung von Robert dem Teufel[76], und die Tristrantausgabe von 1484 meint, daß lange Vorreden *die lesenden vnd zuhörenden* verdrießen. In seinem Vorwort zu „Olvier und Artus“ bittet der Schweizer Wilhelm Ziely den, *der diß buoch lesen wyrt oder hören lesen, das er im sovil glouben geb, als der warheit glichförmig syn mag, die* „Sieben weisen Meister“ (um 1470) preisen sich als gar *lustlich vnd kurzweilig zehoren an* und wollen, daß man sie mit *fleiss horen oder lesen möge*, und der Eulenspiegelbearbeiter (1515) wendet sich an *die lesenden vnd zuhörenden*. Dieselbe Formel findet sich bereits im Wigoleis von 1493. Je weitere Volksschichten lesekundig werden, um so mehr tritt das Hören in den Hintergrund, das Lesen in die Vorderlinie; im Fastnachtsspiel von Doktor Roßschwanz, das 1560 zu Freiburg i. Ü. gespielt wird, rühmt man sich bereits, daß man Eulenspiegel, Kalenberger u. a. durch eigene Lektüre kenne[77], und wenn es im Siegfriedbuch des 18. Jahrhunderts heißt: *was derselbe vor ebentheuer und gefahr ausgestanden, werdet ihr hernachmals hören*, so setzt sich hier der Autor in die Rolle des Erzählers, dem der Leser lauscht; an Vorlesen ist hier kaum noch zu denken. Das ist mit ein Grund, weshalb die Bildkunst der Illustration ihren Niedergang nimmt, daß die Bedeutung des Vorlesens für den Verleger nicht mehr in Betracht kommt; durch die Hebung des Schulwesens, an dem die Reformation ihren bedeutsamen Anteil hat, werden breite Massen des Volkes instand gesetzt, die ihnen gebotene Lektüre selbst, ohne vermittelnde Hilfe, zu genießen.

Die Reformation nimmt innerhalb der Geschichte der Volksbücher überhaupt eine mehr periphere Stellung ein; ihre Einflüsse sind unverkennbar, und wie sie durch ihre Bemühungen um die Bildung des Volkes indirekt die Verbreitung der Ritterromane und dadurch ihre Wandlung zu richtigen Volksbüchern befördert, so zeigen auch die Werke selbst, ob sie aus protestantischem oder katholischem Lager stammen. Aber am Geist

[76] *K. Borinski,* Eine ältere deutsche Bearbeitung von Robert Le Diable. Germania 37, S. 46.
[77] *Georg Wickrams* Werke III, hg. v. *Johannes Bolte,* Bibliothek des lit. Vereins Stuttgart 229. Tübingen 1903, S. XVI.

der Bücher hat sie nichts geändert, und das evangelische Mäntelchen, das Verleger der neuen Konfession — und sie haben von nun an bei weitem das Übergewicht — ihnen umhängen, ist meist recht fadenscheinig. Es liegt im Wesen des frühen Protestantismus, mehr auf die kirchlichen Neuerungen und die sich aus ihnen ergebenden sozialen Folgerungen zu schauen als auf die geistige und künstlerische Atmosphäre der Zeit, und so hat er, um mit Troeltsch[78] zu reden, „das künstlerische Empfinden nicht zu einem Motiv der Weltanschauung, der Metaphysik und der Ethik erhoben". Die Vereinigung von „Renaissance, Katholizismus und moderner Politik", am vollkommensten im zentralisierten französischen Staat verbunden, bestimmen das geistige Bild der Zeit[79]; die junge Konfession hat vorerst ganz andere Aufgaben zu erfüllen. So stört sie die Entwicklung der Volksbücher nicht; wie beim Meistergesang[80] fügt sie wohl hie und da neue Töne hinzu, aber die alten bleiben bestehen und werden nur, soweit sie ein zu deutliches katholisches Gepräge tragen, umgewandelt. Der Wormser Tristrantdruck (um 1550) läßt die beiden einzigen Stellen, an denen die Augsburger Ausgabe den Namen Marias nennt, fort; damit glaubt er der gewandelten Konfession Genüge getan zu haben. In gleicher Weise tilgt der Wigoleis von 1564 kleine theologische Zusätze von der Ausgabe von 1493 und ersetzt z. B. *ampt* (= Messe) durch *das göttlich wort gottes*, schon der undatierte Frankfurter Druck läßt die *werde Mutter Marie*, die 1519 noch überall ihren Platz behauptet, fort, und der protestantische Übersetzer der Magelone (1535) überträgt *catholique* durch *christlich* und läßt Stellen, die von Heiligenverehrung, von Maria oder Petrus reden, unübersetzt. Aber trotzdem läßt er seinen Helden die beiden Silberschlüssel seiner Helmzier Sankt Peter zu Ehren tragen, läßt ihn die Messe hören und *das heylig sacrament der ehe* begehren. Andrerseits: wie unkatholisch sind die ängstlichen Bemühungen der Melusine und ihres Raymund, ihren jüngsten Sohn Freymund vom Eintritt in den

---

[78] *E. Troeltsch,* Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. Historische Bibliothek 24. München-Berlin 1911, S. 84.
[79] ebda. S. 86.
[80] *W. Stammler,* Die Wurzeln des Meistergesangs. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. I (1923), S. 556.

Mönchsorden abzuhalten! Mit der Zeit nimmt man es genauer; die Basler Ausgabe des „Herzog Ernst" z. B. (1610) streicht alle spezifisch katholischen Stellen oder ändert sie ab; die Beichte wird ausgelassen, statt Messe und Segen wird *das evangelium gesungen*, an die Stelle der *hailig lebenden hausfraw* der katholischen Drucke tritt *aussdermassen ein schöne haussfraw*, aber auch hier bleibt noch die Stiftung des Bistums Magdeburg durch Kaiser Otto, bleiben die Wundergeschichten der Adelheid unangetastet, und spezifisch protestantische Züge sind nicht eingedrungen[81]. Das einzige aus der Reformationsstimmung herausgeborene Volksbuch ist der Faust, und auch er erscheint erst, nachdem die ersten großen Kämpfe vorüber und der Protestantismus keine Frage mehr, sondern bereits eine Tatsache ist (1587); mit seiner weitausschweifenden Moral, seinen Bibelzitaten, seinen Hinweisen auf Luther trägt er den Charakter der antikatholischen Streitschrift an sich, wie denn auch bald Fausts Universitätsjahre von Wittenberg nach Ingolstadt verlegt wurden, um der evangelischen Hochschule keinen Makel anzuheften und gleichzeitig die katholische zu verunglimpfen; sehr wahrscheinlich ist ein lutherischer Geistlicher der Verfasser des Buches[82]. Es ist bezeichnend, daß in demselben Werke auch zum ersten und einzigen Male humanistische Ideale in den Vordergrund treten; die Vorlesung Fausts über Homer, sein Angebot, die Urtexte antiker Dichter herbeizuschaffen, das Versprechen des lateinischen Textes: all das sind Züge der neuen Zeit. Aber es bleibt bei diesem einzigen Werke — das Wagnerbuch ist nur sein verwässerter Abklatsch —; zwar zeigt sich auch der Autor des „gehörnten Siegfrieds" deutlich als Protestant, wenn er ein Mariengebet durch ein evangelisches ersetzt, das er an den zweiten Artikel

[81] *Stickelberger*, Lied und Volksbuch von Herzog Ernst. Z. d. A. 46 (1902), S. 101 ff. *K. Sonneborn*, Die Gestaltung der Sage vom Herzog Ernst in der altdeutschen Literatur. Phil. Diss. Göttingen 1914, S. 49f. Es muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß auch die vorreformatorischen Ritterromane nicht allzu katholisch gestimmt sind. Wo Couldrette das Wort „Katholizismus" gebraucht, setzt Ringoltingen in seiner Melusine stets „Christentum" oder den Begriff des Christentums, die Litanei des Glaubensbekenntnisses kürzt er, statt Maria und der Heiligen ruft er nur Gott an, manche klerikalen Stellen unterdrückt er usw.

[82] *E. Schmidt*, Faust und das 16. Jahrhundert. Goethejahrbuch III (1882), S. 101; *E. Traumann*, Goethes Faust I. München 1913, S. 13.

von Luthers Katechismus anlehnt, wenn er biblische Wendungen in Lutherischer Fassung und protestantische Gesangbuchverse bringt und auf Schritt und Tritt seine Unkenntnis katholischer Verhältnisse dartut[83], aber der Geist seines Buches ist der der volkstümlichen Ritterromane, nicht der Geist der Reformation oder des Humanismus. Wichtiger als die äußerlichen Beeinflussungen der Volksbücher sind die inneren, die Großtat von Luthers Bibelübersetzung wirft ihre Lichter auch auf diese Literaturgattung; seit 1530 etwa wird der Stil geschmeidiger und glatter, die Werke lesen sich lebendiger und leichter[84], und ein stilistisch so fein abgerundetes Volksbuch, wie es Veit Warbeck 1535 in seiner „Magelone" bietet, ist ohne Luthers Bibel undenkbar. Der Abstand etwa des Loher gegen die Magelone ist weit größer als der des Wigoleis gegen den gehörnten Siegfried.

Noch viel weniger als die Reformation bedeutet der Dreißigjährige Krieg einen Bruch in der Fortentwicklung der Volksbücher. Die Hemmung, die freilich durch die mehr oder weniger feiernden Buchdruckerpressen vorhanden ist, wird in dem Augenblicke überwunden, als wieder die Möglichkeit, in breiterem Umfange zu drucken, gegeben ist. Die Ausgaben und Auflagen, die nach dem großen Kriege erscheinen, unterscheiden sich in nichts von denen, die unmittelbar vor seinem Ausbruch herauskommen, denn daß sie hie und da ein altmodisches Kleid gegen ein zeitgemäßeres vertauschen, rührt ihren Kern, ihren Inhalt, den Geist, den sie atmen, nicht an. Lange schon vor dem Kriege sind sie zu wirklichen Volksbüchern gediehen, in Form, Ausstattung und Inhalt setzen sie nur ihren Weg auf der Linie, die sie seit Jahrzehnten beschreiten, fort, und auch das Publikum bleibt das gleiche[85]. Daß der große Religionskampf sittengeschichtlich keine Epoche bedeute, hat schon Steinhausen bemerkt[86], und die Geschichte der Volksbücher bestätigt diese Beobachtung. Sie bleiben dieselben, und nur das sie umgebende Rankenwerk zeigt den Einfluß der Zeit.

[83] *E. Schröder,* Das Volksbuch vom gehörnten Siegfried. Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte V (1892), S. 480ff.

[84] *P. Merker,* Reformation und Literatur. Weimar 1918, S. 41.

[85] So gegen *E. Schröder,* Volksbuch vom gehörnten Siegfried, S. 487.

[86] *G. Steinhausen,* Geschichte der deutschen Kultur II², S. 303.

Bereits Gervinus weist darauf hin, wie sehr das äußere Gewand der Bücher von der jeweiligen Zeit ihres Druckes abhängig ist[87]. Wenn die Frankfurt-Leipziger Ausgabe des „Herzog Ernst" das Bild des Helden mit Stockdegen und Stulpstiefel ziert[88], so gibt es dadurch nur äußerlich zu erkennen, wie sehr die Anschauungen des Publikums über den Begriff des Ritterwesens sich geändert haben. Die Zeit ist eine andere geworden; Zierlichkeit und Alamodeauftreten ist an die Stelle des mannhaften Rittertums getreten, Galanterie wird für Höfischkeit geboten. Und das Publikum ist ein anderes, es hat kein Verständnis mehr für das Heldentum, das es sich durch maßlose Bluttaten und derbe Kraftsprüche ersetzt. Im Fortunat (1509) zeugen Namen wie *Cassandra, Agripina, Andolosia, Marsepia, Gemrana* vom humanistischen Geist der Zeit, das Siegfriedbuch des 17. Jahrhunderts kennzeichnet sich durch seine *Florigunda* und das barockhafte *Löwhardus*[89] als Kind seines Jahrhunderts. Die Änderungen, die am Wigoleisdruck von 1611 gegen den von 1564 vorgenommen sind, beziehen sich in der Hauptsache auf die Einfügung höfischer Fremdwörter, neuer Wortbildungen, die Handhabung einer modernen Satzführung; sie sind bedeutend einschneidender als die Korrekturen, die der Druck von 1564 gegenüber der Ausgabe von 1493 aufweist; hier hat sich die Aufmerksamkeit des Verlegers vornehmlich auf orthographische und lautliche Erscheinungen gelenkt[90]. Immerhin merzt die Wormser Auflage des Tristrant (1549) eine ganze Reihe von Worten aus, die seit dem alten Augsburger Druck unmodern geworden sind[91], und auch Feyerabend ersetzt im „Buch der Liebe" (1587) eine Reihe von veralteten Ausdrücken durch neue: so *breutlauff* durch *hochzeit, vrlaub* durch *erläubnuss*[92], aber der Stil wird dadurch kaum fühlbar geändert. Das ist erst im

[87] *G. G. Gervinus,* Geschichte der deutschen Dichtung[5] II S. 354.
[88] *K. Sonneborn,* Herzog Ernst S. 43.
[89] *E. Schröder,* Siegfried S. 486.
[90] *F. Schneider,* Die höfische Epik im frühneuhochdeutschen Prosaroman S. 115, 124.
[91] *F. Lichtenstein,* Zur Kritik des Prosaromans Tristrant und Isalde. Breslauer Habilitationsschrift 1877, S. 23.
[92] *O. Weidenmüller*. Das Volksbuch von Wigoleis vom Rade. Diss. Göttingen 1910, S. 12f.

17. Jahrhundert der Fall, als die neue Welle französischen Wesens über Deutschland flutet; die Volksbücher dieser Zeit tragen wie keine andern den Stempel ihres Jahrhunderts an der Stirn. Im späten Druck der Melusine (spätes 17. Jahrhundert) wird die Titelheldin als *tugendnymphe* und *tugendartig,* der Ritter Raymund als *cavalier* mit reichen *tugendgaben* geschildert, den seine Gattin mit *allerwertester herzbesitzer* anredet; der etwa gleichzeitige Held des Siegfriedbuches nennt seine Geliebte: *allerliebste, meine vill ehr- und tugendreiche jungfrau, euer liebden,* und Raymund ladet seine Eltern zu seiner Hochzeit mit den Worten ein: *wofern ich nun die ehre und gewogenheit ihrer bey der ansehnlichen gegenwart künftigen montags früh geniesen könnte, würde ich und meine liebste, solches für ein sonderbares glück und gnade aufnehmen, und es auch höchst-danknehmig zu beschulden in keine vergessenheit gestellt seyn lassen:* man braucht nur solche Stellen zu lesen, um die Zeit zu erkennen, die sie schrieb. Bereits Jacob Grimm macht auf eine „in den papiernen Complimentenstil des 17. Jahrhunderts umgeschriebene" Fassung der „Sieben weisen Meister" aufmerksam[93]. Das gerade hebt die Volksbücher aus der übrigen Literatur heraus und stellt sie in eine Reihe mit dem Volkslied, das jede Zeit mit ihnen nach ihrem Gefallen verfährt, ohne Scheu und Ehrfurcht vor dem Bisherigen, und das ist auch der Umstand, der ihre Lebenskraft durch die Jahrhunderte wach erhält; fordern doch die Bearbeiter des Tristrant und des Wigoleis ihre Leser und Hörer geradezu dazu auf, die Werke nach ihrem Gutdünken zu verbessern. Als die „Schildbürger" ins Jüdisch-Deutsche umgeschrieben werden (1637), wird nicht nur eine Übersetzung geliefert, sondern die Geschichte wird in jüdische Verhältnisse übertragen[94], ähnlich ergeht es den andern Volksbüchern des jüdischen Ghettos: Herzog Ernst[95], Dietrich von Bern, Floris und Blancheflur, Oktavian, Fortunat, Eulenspiegel, Genovefa; diese wird erst im 19. Jahrhundert von polnischen Juden ins Hebräische übertragen[96]. In

[93] *Jacob Grimm,* Kleinere Schriften VI (1882) S. 84.

[94] *M. Steinschneider,* Über die Volksliteratur der Juden. Archiv für Literaturgeschichte II (1872), S. 19; *Jeep,* Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches. Wolfenbüttel 1890, S. 139.

[95] *Jacob Grimm,* Heidelberger Jahrbücher II 222.

[96] *M. Steinschneider,* Volksliteratur der Juden S. 18f.

diesem Zusammenhange sind die Änderungen interessant, die die dänische Bearbeitung des deutschen Tristrant von 1792 an dem Werke vornimmt: im Kern bleibt der Gang der Handlung gewahrt, aber am Rankenwerk ist manches umgeformt: die Isolde vertritt eine Indiana, Tochter des Großmoguls, und der Morholt der Vorlage ist in den Sohn des Kaisers von China Kunchin verwandelt. Die prüde Zeit gestattet Tristan nur mehr, die Hand seiner Indiana zu küssen, sie streichelt ihm dafür die Wange[97].

Was Reformation und Dreißigjähriger Krieg, was selbst die Alamodezeit nicht vermögen, die Aufklärung hat es versucht, die „bessernde" Hand an den Kern des Werkes zu legen. Schon die letzten Änderungen des dänischen Tristrant legen von diesem Bestreben Zeugnis ab; man ist prüde geworden und will dem Volke nur „gereinigte" Ausgaben in die Hand geben. Und gleichzeitig schwindet der Glaube an den Stoff, der nun im besten Falle als kuriose Geschichte, meist aber in der Absicht, dem Leser durch die als ungeheuerlich empfundenen Wundertaten der alten Helden Abscheu vor der Lüge zu erregen, dargeboten wird. So hat der Christlich-Meynende (1726) nach eigener Angabe im Grunde das Bestreben, durch seine Faustausgabe der galanten Welt die Falschheit der alten Historie vor Augen zu führen; ungläubig und skeptisch steht er seinem Stoffe gegenüber; so stellt z. B. auch das Neuruppiner Wagnerbuch von 1798 eine rationalistische Bearbeitung für die Aufklärung dar[98]. Es ist besonders die Solbrigksche Buchhandlung in Leipzig, die sich um Neuausgaben der Volksbücher im Geiste der Aufklärung bemüht[99], aber für sie hat sich kein Mann gefunden, der an ihnen tut, was Hebel mit seinem „Rheinischen Hausfreund" (1808 bis 1811) für die Neubelebung und Hebung des Kalenders leistet[100]: sie verlaufen im Sande, und als dann die Romantik an

---

97 *W. Golther,* Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit. Leipzig 1907, S. 248ff.

98 Das Wagnervolksbuch im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von *J. Fritz.* Deutsche Literaturdenkmäler des 18. und 19. Jahrhunderts. 3. Folge. 30 (1914), S. XXII.

99 *P. Witkop,* Heidelberg und die deutsche Dichtung. Leipzig-Berlin 1916, S. 96.

100 *H. Hettner,* Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert[4] (Braunschweig 1893), S. 301.

sie herangeht, ist es mehr das halbwissenschaftliche Interesse an den alten Stoffen und alten Formen, das sie zur Betätigung reizt, als das Bestreben, dem Volke zu geben, was es verlangt. Die Lücke, die so entsteht, vermögen auch die schwächlichen Kompromißwerke der Schwab, Simrock und Marbach nicht auszufüllen: sie wenden sich viel mehr an die Kinder als an das Volk. Seit dem 19. Jahrhundert fristen die Volksbücher ein Scheindasein; noch Uhland erzählt von Jahrmarktausgaben des Siegfriedsbuches[101], und freilich entsprechen diese späten Nachläufer alten Verlegergeistes[102] dem Geschmack des Volkes mehr als die halbwissenschaftlichen Erneuerungen. Aber ihre alte Kraft ist dahin, langsam siechen sie dahin und machen neuen Volksbüchern Platz.

Wenn Jacob Grimm neben Sprach- und Bildverunstaltung auch die Zensurkastrationen als Grund für den Untergang der Volksbücher anspricht[103], kennzeichnet er deutlich den Anteil, den die Drucker und Verleger am Fortleben dieser Literaturgattung nehmen: solange sie allein Form und Geist bestimmen, blühen die Volksbücher; als andere intellektuell oder pädagogisch tendenziös gerichtete Männer an sie herangehen, ist ihr Ende nicht mehr fern. Wohl ist ein richtiger Kern in den Görresworten: „Der Lebensgeist, der nur im Besten kräftig wohnt, bewahrt auch eben das Beste nur vor dem Verderben, wie nur geistreicher Wein den Wechsel der Jahre überdauert“[104]; prägnanter hat W. Stammler denselben Gedanken kürzlich ausgesprochen: „Von der dahinsinkenden Generation übernimmt die junge nur das, was ihrem Weltgefühl entspricht, und schafft daraus Neues, stofflich, stilistisch, weltanschaulich“[105]; aber das Schwergewicht liegt in der Geschichte der Volksbücher beim Verleger, nicht beim Publikum: nur dadurch, daß er dem Geschmack des Publikums ent-

[101] *Uhlands* Schriften I (1865), S. 428.

[102] *v. d. Hagen* (Museum für altdeutsche Literatur und Kunst I 1809, S. 242) nennt an typischen Volksbuch-Buchhandlungen: Die Endterische Buchhandlung in Nürnberg, Solbrigk in Leipzig, Zurngibel und Littfas in Berlin; heute steht Reutlingen an erster Stelle.

[103] *J. Grimm,* Kleinere Schriften VI (1882), S. 85.

[104] *J. Görres,* Die teutschen Volksbücher (Heidelberg 1807), S. 266. (Neudruck, besorgt von *L. Mackensen*, Berlin 1925.)

[105] *W. Stammler,* Die Wurzeln des Meistergesanges S. 529.

gegenkommt und dem vorhandenen Stoff die entsprechende Form gibt, wird die Lebenskraft dieser Bücher durch die Jahrhunderte wachgehalten, und dadurch, daß er an diesem alten Gut beharrlich festhält, beeinflußt er seinerseits den Geschmack des Publikums, das für diese Lektüre in Betracht kommt. Die Prunkausgabe, in der Sigismund Feyerabend 1587 unter dem Titel „Buch der Liebe" 13 Volksbücher vereinigt, wird nie volkstümlich und erlebt keine zweite Auflage[106]; der letzte Versuch, die Bücher einem gebildeten Publikum angenehm zu machen, scheitert so, trotz des Erfolges, den das „Buch der Liebe" hat. Die wirklichen Volksbücher verleugnen nie die Art ihrer Entstehung; sie werden hastig und ohne Aufwand gedruckt und auf den Markt geworfen: ebenso wie auf die Ausstattung wird auf den Text keine allzu große Sorgfalt verwendet. Die ersten zwölf Ausgaben des Brandanbuches z. B. sind wörtliche Abklatsche des Erstdruckes, höchstens, daß Druckfehler hie und da ausgemerzt werden[107], und sinnlose Mißverständnisse unterlaufen oft genug bei der Geschwindigkeit und der Achtlosigkeit des Druckes. Nur so ist es verständlich, daß Lucidarius, der Titel des ältesten Prosabuches, auf späteren Titelblättern als der Verfasser des Werkes angesprochen wird, daß man Eusebius, der als Verfasser der lateinischen Alexandervorlage gilt, seit 1509 zum Übersetzer des Buches stempelt, daß die Herzog Ernst-Ausgabe von 1610 den Titel des Ernstliedes völlig sinnlos übernimmt[108]. Diese Betriebstüchtigkeit greift erst im 16. Jahrhundert um sich, als Stoff und Form bereits begonnen haben, sich einzubürgern; Zainer in Ulm z. B. hat mit seinen ersten Prosaromanen wenig Glück und stellt von 1474—1476 seine Tätigkeit in diesem Verlagszweige völlig ab[109]. Hundert Jahre später ist das Bild völlig geändert; 1593 erscheint das für die Verlegertüchtigkeit typische Werk, das Wagnerbuch: eng nach dem Vorbilde des sechs Jahre älteren Faust gearbeitet, zeigt es deutlich den Ehrgeiz, den beispiellosen Erfolg, den jener

[106] Die von Goedeke gebuchte Auflage von 1578 existiert nicht: *A. Schmidt,* Zur Bibliographie der älteren deutschen Literatur. Zentralblatt für Bibliothekwesen X (1893), S. 443.

[107] Brandan, hg. *C. Schröder,* Erlangen 1871.

[108] *Stickelberger,* Lied und Volksbuch von Herzog Ernst. Z.d.A. 46 (1902), S. 102.

[109] *H. Wegener,* Die Zainer in Ulm. Beiträge zur Bücherkunde des XV. und XVI. Jahrhunderts. I. Straßburg 1904. S. 14.

geerntet, auch für sich einzuheimsen: daher auch seine Scheu, die Katholiken zu verletzen, und die kläglichen Versuche, beide Konfessionen zur Lektüre heranzulocken: *ich hab es also gemacht, damit darinnen nichts gefunden, welches erstlich gott und seinem wort zuwider und der römischen kirche zum nachtheil, auch aller jugend ein aergernuss seyn möchte*[110]. Die größeren Verleger ziehen sich immer mehr von den Volksbüchern zurück; „unbedeutende Buchdrucker, welche ihre feiernden Pressen beschäftigen" wollen, treten an die Stelle der großen Unternehmer, die sich mit *dergleichen chartequen und leichtfertigen sachen* nicht abgeben mögen[111].

Sie gehen denselben Weg, den lange vor ihnen die intellektuellen Kreise des Publikums beschritten. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereits die völlige Umwandlung zum Volksbuch vollbracht ist, als auch das eigentliche Volksbuchpublikum gefunden ist, drucken in Frankfurt noch bedeutende Verleger, wie Rabe-Weygand, Feyerabend, Rebart-Hahn, in Straßburg Frölich, in Köln Nettitz, am Ende des Jahrhunderts in Leipzig Nerlich, Volksbücherliteratur und finden ihren Vorteil dabei. Aber der Versuch Feyerabends, den Lieblingen des kleinen Bürgers erneut Aufnahme bei der führenden Schicht zu verschaffen (1587 Buch der Liebe) mißlingt: Humanismus und Reformation haben die Abkehr dieser Kreise vom ritterlichen Stoff bedingt; nur solange diese beiden noch nicht in den Kreis der Erscheinung getreten sind, ist die Oberschicht Träger der Prosaliteratur[112]. Der Humanismus schafft recht eigentlich den Gegensatz von Gebildet und Ungebildet, Gelehrt und Ungelehrt; mit der Wertschätzung der antiken Literatur, der lateinischen Sprache sinkt die Achtung vor dem heimatlichen Gut, „ihr langes Rivalisieren, der endliche Sieg der gelehrten Tendenzen, ist das Thema der Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts"[113]. Und

[110] *C. Kiesewetter,* Faust in der Geschichte und Tradition. Leipzig 1894. S. 496.

[111] *A. Kirchhoff,* Lesefrüchte aus den Akten der kurfürstlich sächsischen Bücher-Commission zu Leipzig. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels VIII. (1883). S. 87.

[112] *H. Naumann,* Grundzüge der deutschen Volkskunde. Wissenschaft und Bildung 181. Leipzig 1922, S. 109.

[113] *W. Brecht,* Einführung in das 16. Jahrhundert. Germanisch-Romanische Monatsschrift. III (1911), S. 344, 348.

die Reformation nimmt die Geister auch derer gefangen, die nicht an der humanistischen Bewegung teilhaben; Streitschriften, Tendenzlieder, Traktate fliegen hinüber und herüber, und das Interesse für andere Dinge schwindet. Es ist bezeichnend, daß schon die frühen Übersetzer der Prosaromane ihren Stoffen kritisch und ungläubig gegenüberstehen; Wilhelm Ziely sagt in seiner *vorred des vertütschers* zu Olwier und Artus: *harby wil ich ouch ein yetlichen gebeten han, der disz buoch lesen wyrt oder hören lesen, das er im sovil glouben geb, als der warheit glichförmig syn mag, lisz es für syn wert, dasz man es lesz mit semlichem glouben, als man liszt das heilig euangelium, das kan man nit thuon,* und auch Ringoltingen entschuldigt seinen Stoff in der Melusinenvorrede: *wiewolen es nun vielen sehr schwer zu glauben fället, was dieser geschicht inhalt allhie vorstellet, so ist es doch der sonder- und wunderbaren allmacht gottes nicht zu viel oder unmüglich.* Auch der Bearbeiter der Herzog Ernst-Prosa unterdrückt höfische Schilderungen *von kürze* und *ettlicher unglauben wegen.* Luthers Mahnruf, deutsche Historienbücher zu schaffen: *o wie manche feyne geschichte und sprüche sollt man itzt haben, die ynn deutschen landen geschehen und gangen sind, der wyr itzt gar keyns wissen*[114], bleibt, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ungehört und findet keinen Anklang, und Leute wie Caspar Scheid und Fischart, die sich mit dem Eulenspiegel ernsthaft beschäftigen[115], sind eine Seltenheit. Noch im Anfang des 17. Jahrhunderts erhebt sich eine Stimme: Salomon Schweigger beklagt 1608, daß der Eulenspiegel so gering geschätzt werde, *darin doch viel mehr kunst und weisheit stecket dann im Alcoran*[116], aber auch dieser eine Weckruf ist nur ein Zeugnis für die Gegnerschaft der oberen Schichten gegen diese Bücher. Derselbe Fischart, der den Eulenspiegel so warm verteidigt, macht sich an anderer Stelle[117] über die ganze Literaturgattung lustig: *und ist kein wunder, da sie doch auch durch meine* (des Podagras)

[114] *M. Luther,* An die Radherrn aller stedte Deutsches lands: das sie Christliche schulen auffrichten vnnd hallten sollen. 1524.

[115] Vgl. *Fischart,* Vorrede zum „Eulenspiegel Reimensweiß".

[116] Ein newe Reyß beschraibung auß Teutschland nach Konstantinopel und Jerusalem durch Salomon *Schweigger.* Nürnberg 1608; vgl. *A. Birlinger,* Zu den Volksbüchern. Germania 15, 101.

[117] *Fischart,* Podagrammatisch Trostbüchlein. Ausgabe von 1591, K 7 ab.

schickung aller völker historien durchlesen, aller poeten fabeln, die erdichtet geschichten von kaiser Oktavian, Ritter Galmy, Pontus, Wigoleis vom Rad, Trew Eckart, Brissonet, Lewfrid mit dem Goldfaden, Peter mit den silberschüsseln, Ritter vom Thurn. Melusina, Tristrant, könig Loher und Maller, Hug Schappler. Valentin und Vrso, Olivier und Arto, Reinhart und Gabriotto, Eurialo und Lucretia, Florio und Biancefora und das ganze Heldenbuch sampt dem Centonovella, dass ich jetzt der andern schnakenbücher und pantagrualischen affenteurlichkeiten geschweige. Schon 1544 wird Sturm gelaufen gegen die *gemaynnen bücher (welche darzu geschriben, das sye vonn müssigen weyberen vnnd männern gelesen werden) kain andere materi nitt haben, dann allein von kriegen vnnd bulschaften*[118], und vier Jahre später wettert ein katholischer Pfarrer[119]: *wie wagt ihr denn von gottes wort zu reden, als wärs des pfaffen von Kalenberg, Markolfus oder eines andern buben wort?* Es ist einer der wenigen Punkte, in denen Protestanten und Katholiken damals einig sind, diese heftige Ablehnung der Volksbücher: 1573 verfaßt Wilhelm Sarcerius seinen „Geistlichen Herbarius“ gegen den „schändlichen Eulenspiegel“ und seinen Anhang, und der Verleger Spieß bezeichnet seine Erstausgabe des Faust (1587) als *geringen meßkram.* Nur die Damen der höheren Stände scheinen sich auch weiterhin an der alten Lektüre nach Stoff und Form erbaut zu haben; Spalatin widmet in seiner Vorrede zur Magelone diese geradezu den Frauen (1535): *sonst ist es warlich wol ein solche schrifft, die alle frawen vnnd junckfrawen zu erlichen kurtzweyl wol on alle ergernuss mögen lesen vnd hören, vnd vil erlicher, denn mitler zeyt yederman aussecken oder ergers treyben, da nicht geringe fahr vnd beschwerung bey steet;* auch Bebel weist in der Vorrede zum dritten Buch seiner Fazetien auf die Bedeutung der Frauen im Publikum hin[120], und Vives' Buch *Von vnderweissung ayner christlichen frauwen* (Augsburg 1544.

118 *J. L. Vives,* Von vnderweysung ayner Christlichen Frauwen, übersetzt von Christophorus Bruno. Augsburg 1544. I, 5.

119 *A. Birlinger,* Zeugnisse zu den Volksbüchern. Germania 17, 92.

120 *Bebel,* Fazetien III., Vorrede: nihil etiam nunc acceptavi, quod non a grapibus viris recitari audivi et maiori ex parte avud matronas, quae res me movit, ut et nostris confabulationibus adiungerem.



übersetzt von Christophorus Bruno) warnt das weibliche Geschlecht vor solcher Lektüre[121].

Pestiferi libri: so sieht das führende Publikum des ausgehenden 16., des 17. Jahrhunderts diese Bücher an. Einige, vornehmlich der Eulenspiegel[122] und die Zauberbücher, die sich an den Faust anschließen[123], werden noch im 16. Jahrhundert auf den Index gesetzt. Es gilt als besonderer Ruhm, diese Literatur für eigene Werke nicht zu benutzen[124]. *Philander von Sittewald* stellt *Ritter Löw, Tristrant, Peter mit den silbernen schlüsseln und andere dergleichen* als *schimpflich* und *vntrewlich* dar[125] und klagt über die Damen, die statt Gebets- und Erbauungsbüchern *Eulenspiegel, König Löw, Melusina, Ritter Pontus, Herr Tristram, Peter mit den silbernen schlüsseln, Albertus Magnus* usw. in schönen Einbänden bei sich tragen[126]; Moscheroschs Freund Heinrich Schill

---

121 *J. L. Vives,* De institutione foeminae christianae I, 5 (Ausgabe: Hannover 1614, S. 201): De pestiferis libris, cujusmodi sunt in Hispania Amadisus Splandianus, Florisandus, Tirantus, Tristanus: quarum ineptiarum nullus est, finis, quotidi prodeunt novae: Celestina laena nequitiarum parens, carcer amorum. In Gallia Lancelotus a lacu, Paris et Vienna, Punthus et Sydonia Petrus provincialis et Margalona, Melusina, domina inexorabilis. In hac Belgica Florius et Albus flos, Leonella et Canamorus, Curias et Floreta, Pyramus et Thisbe. Sunt in vernuculas linguas transfusi, ex Latino quidam, velut infacetissimae facetiae Poggii, Euryalus et Lucretia, Centum fabulae Boccatii, quos omnes libros conscripserunt ociosi, male feriati, imperiti viciis ac spurcitiis dediti, in queis miror quid delectet? nisi tam nobis flagitia blandirentur; vgl. *A. Reifferscheid,* Zur Geschichte der Volksbücher. Zeitschrift für Kulturgeschichte. N. F. IV (1875), S. 705.

122 1569 wird durch ein Edikt Philipps II. Reynaert de Vos, Ulenspieghel, Virgilius, Bruder Rausch verboten: *E. Pfaff,* Arnims Trösteinsamkeit[2]. Freiburg i. Br. 1890. S. XV; der Antwerpener Index von 1570 untersagt Wlenspieghel, apud Joannem von Ghele, sine privilegio et anno: *F. G. Reusch,* Die Indices Librorum Prohibitorum des 16. Jahrhunderts, Bibliothek des Liter. Vereins Stuttgart 176, Tübingen 1886, S. 318. Der Index Sixtus' V. von 1590 verbietet speculum vitae aulicae: *ebd.*, S. 516; schon der Mailänder Index von 1554 enthält neben Poggio und Bebel Ulenspiegelii facetiae: *H. Reusch,* Der Index der verbotenen Bücher. Bonn 1883. I 223[3].

123 Im Index Sixtus' V. (1590): Libri omnes ... divinationum de futuris contingentibus — prohibentur omnino; vgl. *H. Reusch,* Die Indices librorum prohibitorum S. 455.

124 Vgl. *Lazarus Sandrub,* Delitiae historicae et poeticae. 1618, S. 7.

125 *Moscherosch,* Gesichte Philanders v. Sittewald I. Schergen-Teufel, I. Gesicht.

126 *Moscherosch,* ebd., I. Venus Narren, 3. Gesicht.

übernimmt die Stelle fast wörtlich in seinen *Der Deutschen Sprach Ehren-Krantz* (1644)[127]: ein Zeichen, wie notwendig solche Klage der Zeit erscheint. Die Volksbücher sind bei den geistig Hochstehenden verachtet; schon werden sie als *baurenroman*[128] bezeichnet; auch der Bürger wendet sich von ihnen ab, und der Landmann tritt an seine Stelle. Es ist bezeichnend, daß in der Sprüchwörtersammlung, die fast allen Drucken des „Herzog Ernst" angehängt wird, nun auch Schmähungen des Adels häufig werden: ... *aller adel hat einen misthaufen zum vater und die verfäulnis zur mutter,* heißt es da z. B.[129].

Das 18. Jahrhundert bringt dann die systematische Zertrümme-

---

[127] Joh. Heinrich *Schill,* Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz. Neben einem Namenbuch. Straßburg 1644, S. 304. Die Stelle ist beinahe wörtlich aus Moscherosch übernommen:

Moscherosch.

vill waren vnder ihnen, welche schöne vergülte bücher trugen, andere gantz schwarz mit corduan vberzogen, so ich dem ansehen nach für horas sacras, sacras litanias, rosengärtlein, catechismus, Jesus Sirach, Psalter, Habermann, Paradeissgärtlein, Andachten, Wasserquelle, Wahres Christenthumb, Vbung der Gottseligkeit, Selb-betrug etc. achtete, als aber ich sie ein wenig auffthate, und das innere besahe, so waren es der Amadiss, Schäfferey, Rollwagen, Gartengesellschaft, Schimpf vnd Ernst, Eulenspiegel, König Löw, Melusina, Ritter Pontus, Herr Tristram, Peter mit den silbernen schlüsseln, Albertus Magnus, Hebammenbuch, Traumbuch, Zirckelbuch, Lossbüchlein, Rätzelbuch, und viel dergleichen mehr.

Schill.

dann manche hat schöne mit sammet oder schwartz cardoan überzogene vergülte bücher mit aller hand bendeln, so ihres liebsten favor, wie sie es nennen, gewesen, in ihrer stüben, dem ansehen nach meynt einer es weren Rosen-Gärtlein, Catechismus-Schul, Psalter, Jesus Syrach, Paradiss-Gärtlein, Andachten, Wasserquelle, Arndts Wahres Christenthumb, der Selbst-Betrug, aber wenn man solche auffblättert, so find man was sie seynd, nemblich der Amadis, Schäfferey, Schimpf und Ernst, Fortunatus, Astrea, Dianae de monte majore, Ritter Löw, Magellona, der Ritter Gallmi, Herr Tristram, Albertus Magnus, Melusina, Octavianus, Eulen Spiegel, Gefängniss der Lieb, Carcell de Amor.

E. Martin, der die Stelle aus Schill abdruckt (Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens. XIII [1897], S. 222), weist auf den Zusammenhang mit Moscherosch nicht hin.

[128] Joh. Chr. *Ettner,* Deß Getreuen Eckharts unwürdiger Doctor. Augsburg 1697. S. 112; vgl. *J. Bolte,* Warbecks Magelone S. LIV.

[129] *K. Sonneborn,* Die Gestaltung der Sage vom Herzog Ernst in der altdeutschen Literatur. Phil. Diss. Göttingen 1914, S. 44.

rung dessen, über das das 16. ausgehende Jahrhundert gelächelt hätte, das 17. Jahrhundert scharf bekämpft hatte. Noch Gottsched zwar ist duldsam: „Der Pöbel muß auch seinen Zeitvertreib haben: und man kann ihm ja denselben nach seiner Art gönnen, wenn er ihn nur nicht in Büchern sucht, die ihn noch dümmer und lasterhafter machen als sonst schon ist"[130]. Aber als man nun daran geht, die alten Volksbücher durch rationalistische, pädagogische zu ersetzen (vgl. oben!)[131], ist die Todesstunde der alten Literatur gekommen, und obrigkeitliche Befehle[132] und Beschlagnahmungen[133] machen ihr vollends den Garaus. In die Lücke treten die Schauererzählungen und Gespenstergeschichten, die Kriminal- und Detektivromane; sie bleiben eine Zeit und verschwinden dann wieder, denn ihnen fehlt

[130] *Gottsched*, Die vernünftigen Tadlerinnen II, 13. Stück. Gottschedausgabe II, 134.

[131] *R. Z. Becker* z. B. versuchte in seinem „Not- und Hülfsbüchlein" (1788) und seinem „Mildheimischen Liederbuch" (1799) neue Volksbücher zu schaffen.

[132] Vgl. Siegfried und Florigunde. Ganz umgearbeitet, neu aufgelegt und in ein heilsames Lesebuch verwandelt. Leipzig, Solbrig (nach 1805), S. 8. (mit Bezug auf die Volksbücher): „obgleich der Umlauf dieser albernen Dinge durch obrigkeitliche Befehle untersagt ist".

[133] 1810 wurden im oberpfälzischen Schwarzhofen „altherkömmliche Volksbücher wie die harmlosen Vier Haimonskinder den Krämern fortgenommen"; vgl. *F. Pfaff*, Arnims Trösteinsamkeit^2, S. XV. Ludwig *Tieck* gibt in seiner „Denkwürdigen Geschichtschronik der Schildbürger in zwanzig lesenswürdigen Kapiteln" (1796, 1. Kap.) ein gutes Bild der damaligen Zustände: „Als ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, fand ich auf der Straße endlich noch einen kleinen, unansehnlichen Buchhändler sitzen, der aber bei aller seiner wenigen Fignr die seltensten Werke feil hatte, die man vergebens in den größeren Handlungen suchen wird. — Der kleine Kaufmann erzählte mir unter Tränen, wie sehr er sich wundere, daß ich desgleichen Bücher kaufte, da ich doch wahrscheinlich zu den aufgeklärten Männern gehörte, die jetzt dergleichen Bücher so sehr verachteten und ihnen einen so schlimmen Einfluß auf die Sitten des gemeinen Mannes zuschrieben, daß er bisweilen auf den Gedanken gekommen sei, sich für ein verderbliches Mitglied des Staates zu halten. Man suche ja zum besten der Menschheit den Till Eulenspiegel, die Heymonskinder, den gehörnten Siegfried und dergleichen Bücher, durch andere, neuere, ungemein abgeschmackte, zu verdrängen; es stehe, fuhr er fort, zu befürchten, daß man ihn nächstens als einen Sittenverderber über die Grenze bringen würde, so wie er prophezeite, daß man diese Volksgeschichten mit der Zeit den Bauern so gut mit Gewalt wegnehmen würde, wie das Schießgewehr."

das, was den Volksbüchern das Leben gab: die Anteilnahme der Besten im Lande an ihrer Entstehung. Von ihrem Auftreten an vom Spott der führenden Schichten begleitet, weichen sie dem ersten neuen Eindruck, der das Volk gefangen nimmt; die Aktuellität ist an die Stelle der alten Überlieferung getreten, und Goethes Stoßseufzer bleibt im Grunde unbeherzigt:

„Und wenn nun eure Kinder dichten,
bewahre sie ein gut Geschick
vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten."

II

Die angrenzenden Literaturgattungen

(Legenden, Kalender, medizinische und naturwissenschaftliche Bücher, Reisebeschreibungen, Amadis, Los-, Zauber- und Historienbücher)

AM Eingang der frühneuhochdeutschen Unterhaltungsprosa steht die Legendendichtung in ungebundener Rede, die ihrerseits wieder von der franziskusbegeisterten deutschen Predigt ihren Ausgang nimmt[1]. Aus dem gereimten Legendenwerk wächst sie heraus; mitten in versgefügten Passionalen finden sich ihre Anfänge[2], noch im vierzehnten Jahrhundert werden die Stoffe von Heiligen Georg, Oswald, Alexius, Kunigunde, Gregorius und Philipps Marienleben in Prosa umgesetzt, und am Ende des Jahrhunderts entsteht im Wenzelpassional das erste große Sammelwerk (1391—1419), das freilich erst 1471 zum Druck kommt[3], in demselben Jahre, in dem auch das berühmte „Leben der Heiligen" seinen Weg aus den Buchdruckerpressen ins Publikum nimmt, sieben Jahre vor der Sammlung „Der Seelen Trost," die in Form und Gepräge den Gipfel dieser Legendenliteratur darstellt.

Was die Legendenprosa mit den Prosaromanen verbindet, ist nicht ihr Inhalt und nicht ihr Zweck. Ursprünglich nur als Stoffsammlungen für Predigt und Erbauungsstunde gedacht, gehören diese Bücher ganz den Geistlichen an, die sie dann unter steter Betonung ihres erzieherischen Wertes dem Publikum übermitteln; der Geist der Masse, wie Benz[4] meint, hat mit ihnen gar nichts zu tun[5]. Als pädagogische Wegweiser für rechte Christen werden

[1] Vgl. *R. Benz*, Die deutschen Volksbücher, S. 18ff.
[2] *F. Wilhelm*, Deutsche Legenden und Legendare. Leipzig 1907, S. 97.
[3] *ebders.*, S. 174ff.
[4] Die deutschen Volksbücher, S. 18ff.
[5] Das hat *Lieve* in seinem mehrfach zitierten Buche endgültig erwiesen (S. 63).

sie in die Welt gesandt, nur solange keine andere Prosa vorhanden ist, vertreten sie die Stelle einer Unterhaltungsliteratur, ein Geist erfüllt sie alle und erzeugt das Typische, Schablonenhafte, das ihnen allen die bestimmende Marke aufdrückt[6]. Nur die Namen der Heiligen wechseln, ihre Taten bleiben dieselben[7], und Breite und äußerliche Fülle muß die mangelnde Tiefe ersetzen; schon die Titel der späteren Drucke geben davon Zeugnis: *Der Heilgen Leben ... mit me Heilgen dan vor getruckt sein* benennt der Straßburger Verleger Grüninger seine Folioausgabe von 1514. So ist es bezeichnend, daß diese Werke, soweit sie als Unterhaltungslektüre gewertet sein wollen, wenig Anklang beim Publikum finden: „Wilhelm von Östreich", auf Johann von Würzburg getreulich fußend, kündigt sich zwar durch seinen Titel als Roman an: *ein schön vnd gantz kurtzweilige historia, von hertzog Wilhelm aus Österreich, vnd eins königstochter aus Zisia, Agley genandt, wie sie nach langer ausgestandener gefahr, durch wunderbarlich ebenthewr zusammen vermehlet ... gantz lustig vnd kurtzweilig zu lesen* (1481 bei A. Sorg in Augsburg); aber er kommt über diesen einen Druck nicht hinaus: die Flut der neuen Prosaromane erstickt ihn[8]. Ein ähnliches Geschick hat der „Herzog Ernst", der auf lateinischer Vorlage fußend in Ton und Stimmung unter der Hand der ins Lateinische und aus dem Lateinischen übersetzenden Geistlichen völligen geistlichen Charakter gewinnt; er wird erst nach erneuter Umarbeitung zum eigentlichen Volksbuch[9]. Die meisten dieser Legendenwerke bleiben ungedruckt: schon ihre weitschweifige Länge macht sie für Verbreitung ungeeignet. Das *buch vom heilgen Karl* zeigt den typischen Aufbau: vier Stoffe, verschiedenen Vorlagen entstammend, sind unorganisch aneinander gereiht, ohne daß das Verhältnis zu den Quellen besonders

[6] *H. Günter,* Legendenstudien. Köln 1906, S. VIII; *E. Tiedemann,* Passional und Legenda aurea. Palästra 87 (Berlin 1909), S. 139.

[7] Das haben besonders *Günters* Legendenstudien erwiesen.

[8] *F. Schneider,* Die höfische Epik im frühneuhochdeutschen Prosaroman. Phil. Diss. Greifswald 1915, S. 101 ff.

[9] Vgl. Herzog Ernst, hg. von *K. Bartsch,* Wien 1869, S. LXXII ff.; *K. Sonneborn,* Die Gestaltung der Sage vom Herzog Ernst in der altdeutschen Literatur. Phil. Diss. Göttingen 1914, S. 34.

eng bewahrt bleibt[10]; so entsteht ein ungefüges, breites Werk, das leicht von den abgerundeten neuen Romanen in den Hintergrund gedrängt wird.

Die Bedeutung der Legendenliteratur für die Geschichte der Volksbücher liegt vielmehr auf formalem Gebiet. Die Prosa hat sich an ihnen geschult und gebildet; hier haben die Formeln und charakteristischen Satzbildungen ihre Ausbildung und ihren Eingang in die Unterhaltungslektüre gefunden, und mit dem Stil gleitet das erzieherische Moment, das fromme Ideal in die neuen Ritterromane über. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man die Legenden als Vorläufer der Ritterbücher bezeichnen: es gibt hier keinen Helden, der nicht auch durch seine eifrige Frömmigkeit, sein tugendsames Leben als Vorbild dienen soll.

Den Übergang vom Legenden- zum Volksbuch bilden einige Werke, die inhaltlich zwar ihre geistliche Herkunft nicht verleugnen, aber durch die Fülle der Abenteuer, die sie bieten, dem weltlich gerichteten Geschmack des Publikums entgegenkommen und so auf weite Strecken hin die eigentliche religiöse Tendenz vergessen lassen; ihre Beliebtheit steht hinter den ritterlichen Kreisen entstammenden Romanen nicht zurück. Das Buch vom Brandan, das die Bußfahrt des heiligen Abtes mit einer reichen Menge von unerhörten Begebenheiten, wie sie ähnlich Herzog Ernst erlebte, zum Vorwurf hat, wird am Ende des 15. Jahrhunderts in Prosa aufgelöst und erfährt bis 1521 dreizehn Auflagen; seine frische lebendige Kürze macht es beliebt[11]. Dadurch, daß Geistliche den Stoff in die Hand nehmen, erhält auch der Orendel einen Anflug legendarischen Charakters, wie ihn Herzog Ernst bekommen hatte; bei der Auffindung des heiligen Rockes gedruckt (1512 bei Othmar in Augsburg), erhält er sich durch anschauliche, kurzgefaßte Erzählerart eine Zeit in der Beliebtheit des Publikums[12]. Zwiespältigen Charakter trägt auch das Griseldisbuch: nicht die künstlerisch höherstehende Novelle des Boccaz dient ihm als Vorlage, sondern Petrarkas Werk, das

[10] hg. von *A. Bachmann* und *S. Singer,* Bibliothek des literarischen Vereins Stuttgart CLXXXV, Tübingen 1889, S. 1 ff.

[11] Vgl. *W. Meyer,* Die Überlieferungen der deutschen Brandanbegebenheiten. Diss. Gött. 1918.

[12] Vgl. *A. E. Berger,* Orendel. Ein deutsches Spielmannsgedicht. Bonn 1888, S. XII ff.



sich durch seine moralisierende Tendenz, die einseitige Idealisierung der Charaktere, seine aufdringliche Darstellung der rein didaktischen Geschmacksrichtung des Meißner Klostergeistlichen, der als erster die Übersetzung wagt, mehr empfiehlt als Boccaz: seinem Vorgänger folgt dann Steinhöwel, dessen Übertragung 1471 bei Zainer in Augsburg erscheint. Wie man das Buch auffaßt, davon legt der Titel der Ausgabe Zeugnis ab, die Jacob Frölich in Straßburg 1554 druckt: *zwo liebliche vnd nützliche historien, von gehorsam, standt-hafftigkeit, vnd gedult erbarer frommen ehe-frauwen, gegen ihren ehgemaheln, menglich gut und nützlich zu lesen.* Bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein nicht unbeliebt, tritt die Griseldis doch erst nach erneuter Umarbeitung durch den Diakon Johann Fiedler von Reichenbach (Dresden 1653) und den Pater Martinus von Cochem (Dillingen 1687) in den Kreis der eigentlichen Volksbücher ein: an ihre modernisierten Werke knüpfen die anonymen Drucke an[13]. Steinhöwel ist vielleicht auch Verfasser der Apolloniusübersetzung nach lateinischer Vorlage (1471), die es bis 1552 zu neun Auflagen brachte; es ist interessant, wie mit dem Anwachsen der Literatur der Ritterromane diese Werke zurücktreten: von den neun genannten Apolloniusausgaben datieren sieben vor 1516[14]. In diesen Kreis gehört endlich noch der Genovefastoff, von einem Jesuiten am Ende des 17. Jahrhunderts (Dillingen 1685) zum ersten Male dem deutschen Publikum vermittelt[15], unter anderem Titel („Die geduldige Helene," „Hirlande") bei den Lesern beliebter als in seiner ursprünglichen Form: auch hier kontrastiert

[13] Vgl. *v. Westenholz,* Die Griseldissage in der Literaturgeschichte. Heidelberg 1888, S. 10, 28; *G. Widmann,* Griseldis in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Euphorion XIII (1906), S. 1 ff.

[14] Vgl. *C. Schröter,* Griseldis. Apollonius. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Geschichte und Altertümer in Leipzig. V, 2 (1872), S. LXXVI ff.

[15] Die Unschuld in Drey unterschidlichen Ständen, mit drey weitläuffigen schönen geschichten als mit lebendigen farben abgebildet, Wie sie nemlich in der Welt von den Feinden betranget, Von den Menschen erkennet, Und von Gott gekrönet wird. In drey Theil abgetheilt. Bey deren jedem etliche Red-Verfassungen angefüget seynd von den Ursachen und Würkungen der Verleumbdunge, und mit was Mitteln man sich dawider schützen könne. Alles nicht weniger annehmlich als nützlich zu lesen. Sonderbar für das Hochadelige Frauenzimmer. Dillingen 1685.



die asketische Idee, die Neigung zur Moral, mit den bunten, abenteuerlichen Geschehnissen, durch die das Buch seine Verbreitung gewinnt[16]. Wo dieser lockende Inhalt ganz fehlt, ist der Weg zum Volksbuch für die Legendendichtung verschlossen: sie muß andere Wege einschlagen, um ihr Publikum zu suchen, und findet schließlich im unterhaltenden Teil der Kalender ihre bescheidene Stelle.

Eine Darstellung deutscher Volksbücher darf an den Kalendern nicht vorübergehen, nicht so sehr aus literarhistorischen Gründen — denn ihr ästhetischer und inhaltlicher Wert ist bescheiden, und sie haben weniger als andere Literaturgattungen Einfluß gewinnen wollen oder können —, als vielmehr aus solchen kulturgeschichtlicher Art: das geistesgeschichtliche Bild der Volksklassen, die letzte und bedeutungsvollste Träger der Volksbuchliteratur werden, wäre ohne sie nicht voll, und ihre persönliche, innere Note haben sie mit den Volksromanen gemein. Mehr noch: der Kalender dringt selbst dahin, wo auch das nur erzählende Volksbuch nicht hinlangt; er ist „für Hunderttausende in den breiten Volksschichten das einzige weltliche Buch, das ihnen in die Hände kommt"[17]. So ist er das Volksbuch *κατ' ἐξοχήν*: aus dem Bedürfnis des Bauern herausgewachsen, hält er sich durch die Jahrhunderte, unbeirrt um jeden Wechsel in Mode und Geschmack. Die italienischen Bauern vor Cäsar haben bereits kalendarische Merktafeln, die in der Hauptsache alles enthalten, was den späteren deutschen Bauernpraktiken eigentümlich ist: Tag- und Nachtgleichen, längste Tage und längste Nächte, Wind-, Wetter- und Landbauregeln; an sie knüpft Cäsar an[18]. Der älteste germanische Kalender entstammt dem 6. Jahrhundert, er ist gotischen Ursprungs, vom 12. Jahrhundert ab benutzt der Skan-

[16] Vgl. *J. Zacher,* Die Historie von der Pfalzgräfin Genovefa. Königsberg 1860, S. 8ff. Der erste, auf dem Dillinger Jesuitenwerke fußende Volksbuchdruck (bei Everaerts in Köln, o. J.) reicht nicht über das 18. Jahrhundert hinaus. Der Genovefastoff ist im 18. Jahrhundert als Puppenspiel und Ballett beliebt; vgl. Theaterjournal für Deutschland vom Jahre 1777 (Gotha), Monat Jänner, S. 64; ferner *C. J. Weber,* Dymocritos, Stuttgart 1840. XII 69.

[17] *A. Hauffen,* Fischart-Studien. Euphorion V (1898), S. 26.

[18] *L. Sig,* Vorgregorianische Bauernkalender. Ein Beitrag zur christlichen Kalenderkunde. Programm des Bischöfl. Gymnasiums zu Straßburg 1905, S. 7. *Plinius,* hist. nat. III, 47 berichtet von diesen Bauernkalendern.

dinavier seine Runenkalender in Brettchenform, bis ins 19. Jahrhundert hinein bleibt er ihnen treu[19]. So sieht der erste deutsche gedruckte Kalender, der Münchener Türkenkalender von 1455, auf eine lange Entwicklung; er ist keine Neuschöpfung, vom Augenblick seines erstens Auftretens an kann er auf die Gunst des Publikums rechnen. Zahlreiche meist einjährige Einblattkalender, meist mehrjährige Heftkalender folgen ihm; der deutsche Kalender Königsbergers *(Regiomantus)*, der 1475 zum ersten Male erscheint und 1494 und 1513 Neubearbeitungen erforderlich macht, ist z. B. für drei Mondzirkel zu neunzehnjährigen Perioden berechnet. Erst 1564 wird auch für die Heftkalender die einjährige Berechnung Regel[20], außer dem Kalendarium bilden Wetterprognosen, Bauernregeln, medizinische Ratschläge, astrologische Weissagungen, Aderlaßvorschriften ihren Inhalt: die Bezeichnung *lasstafel, lasszettel* wird neben dem selteneren *almanach* geradezu Kalendername; das Wort *kalender* selbst wird am wenigsten gebraucht[21]. Welche Bedeutung schon in den frühen Jahren seiner Entwicklung der Kalender im literarischen Leben hat, zeigt die Rolle, die er unter den Streitschriften der Reformationszeit einnimmt; Thomas Murner ist nicht der einzige, der sich seiner Form zur Polemik bedient (1527 Kirchendieb- und Ketzerkalender)[22]. Die Heftform führt zum Kalenderbuch, aus diesem entsteht gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Schreibkalender, die Vorstufe zum Almanach der späteren Zeiten: so geht die Linie aufwärts in das Reich der schönen Literatur.

Viel früher zweigt sich eine andere Entwicklung vom eigentlichen Kalender ab, die zwar nicht aus den Kreisen des ursprünglichen Kalenderpublikums hinausführt, aber bedeutungsvoller wird als die Almanache: die belehrenden Anhänge werden, italienischem Vorbild folgend, am Ausgang des 15. Jahrhunderts abgetrennt und erscheinen als „Prognostikon" oder „Praktika deutsch" ge-

[19] *L. Sig,* Vorgregorianische Bauernkalender S. 33. Ein skandin. Runenkalender aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts befindet sich auf der Gothaer Bibliothek.

[20] *A. Hauffen,* Fischart-Studien, S. 27.

[21] *W. Uhl,* Unser Kalender in seiner Entwicklung von den ältesten Anfängen bis heute. Paderborn 1893, S. 45; *A. Hauffen,* Fischart-Studien, S. 27. Der Name *kalender* seit etwa 1470: *Uhl* S. 35.

[22] *Uhl* S. 75.

sondert, meist in Kleinquart oder Oktav, 6—12 Blätter stark[23]. Aus dem 16. Jahrhundert sind allein über 500 dieser Büchlein bekannt[24]: keine andere Literaturgattung hatte je solche Verbreitung. Die von ihnen geschiedenen Kalendarien führen ihr Leben als „Bauernkalender" geringsten Umfanges weiter: nach kurzer Aufführung der wesentlichsten astronomischen Angaben folgt die Tages- und Monatstafel, links gewöhnlich die Leiste mit den Monatsbildern, daneben die Tage durch die betreffenden Heiligensymbole auch dem Nichtlesekundigen verständlich, unter jedem die bekannten Zeichen für Wetter, Gestirne und Landbauregeln: so sind sich diese 2—4 Seiten umfassenden Blätter durch die Jahrhunderte gleich geblieben; der 1809 in Brixen erschienene Bauernkalender ist z. B. ein fast genaues Ebenbild seines Vorgängers von 1567 (Augsburg, Hofers Erben), und noch in unsern Tagen werden sie in gleicher Form in Steiermark gedruckt. Daß der Staat bei Beginn des 18. Jahrhunderts sie durch Einführung des Kalenderstempels als Finanzquelle ausbeutet, ist allein schon ein bedeutsames Zeichen für ihre Verbreitung[25]. Aber „Bücher" sind sie nicht mehr, und nur als Ausläufer einer großen Bewegung sind sie für uns von Interesse.

Die Prognostiken dagegen gewinnen gerade durch ihre Trennung vom Kalendarium einen literarischen Einschlag; während die lateinisch geschriebenen den Gelehrten verbleiben, wenden sich die Deutschen an das Volk, besonders das Landvolk. *„In diesem biechlein wirt gefunden der pauren pracktik vnd regel, darauff sy das gantz iar ain auffmercken haben."* Der Titel dieser 1508 erschienenen Prognostik[26] ist bezeichnend für die ganze Gattung. Mit der Christnacht beginnt es gewöhnlich: *Die wysen vnd clugen meister vnd sternseher haben funden wie man in der heiligen Christnacht mag sehen vnd mercken an dem wetter, wie das gantz iar in würckung sein zukunfft werd thun und spricht*

---

[23] *A. Hauffen,* Fischart-Studien, S. 28f.

[24] *A. Richel,* Astrologische Volksschriften der Aachener Stadtbibliothek. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins XIX (1897), S. 49ff.

[25] *A. Kirchhoff,* Kalenderprivilegien. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. XV (189382). S. 1,

[26] Vgl. *G. Hellmann,* Repertorium der deutschen Meteorologie. Leipzig 1883, S. 551.

also [27]; dann folgen Bemerkungen über die Jahresplaneten, Wetterverkündigungen, besondere Vorgänge am Sternhimmel, Prophezeiungen allgemeiner Natur, Regeln für das Land und die eigene Person, für gesunde und kranke Tage, mit dem unerläßlichen Aderlaßmännchen: das ist in groben Zügen der gewöhnliche Inhalt [28]. Hie und da werden Zusätze angehängt, astrologischer Art: die Verteilung der Städte und Länder unter die Tierkreise, ein Verzeichnis der Glücks- und Unglückstage, belehrend: zoologische, botanische Mitteilungen oder Kochregeln, oder unterhaltender Natur: lehrsame Geschichtchen, Schwänke, Heiligenlegenden, das ganze Buch nie ohne ein starkes religiöses Moment, nie ohne moralische Absicht: so wird die Einheitlichkeit aller Volksbücher gewahrt. Protestantische Kreise übernehmen wie dort auch hier die Führung, von ihnen gehen auch die religiösen Praktiken aus, die nicht auf Astronomie und Astrologie, sondern auf der Heiligen Schrift fußen [29]. Literarische Namen wie Pamphilus Gengenbach und Grimmelshausen [30] finden sich unter den Kalenderverfassern, noch tief im 19. Jahrhundert erscheinen Bücher des alten Geistes und der alten Form: „Der untrügliche Wetterprophet oder Wetter- und Bauernregeln auf alle Monate

---

[27] vgl. In diesem Biechlein wirt funden der Pauren Practick vnd Regel, darauff sy das gantz iar ein auffmercken haben vnnd halten. Straßburg ohne Jahr.

[28] vgl. *A. Richel,* Astrologische Volksschriften S. 49ff.; einige Titel geben ein deutliches Bild des Kalenderinhalts: *In disem kalender da findet man gar hüpsche vnd gutte lere vnd vnderwysung der zwölff monaten wie sich die menschen in einem yeden sollen regieren vnd halten. Nach innhalt vnd lere der zwölff meister. Auch von den zwölff zeichen. Umd von den syben planeten, was sy natur vnnd eygenschafft sy dem menschen geben, vnnder welchem er geboren ist. Auch wie man sol suchen, vnder welchem planeten vnd zeichen ein mensch geborn sey. Auch wann gut sey lassen. Und was alle iar sontag buchstab. Oder wann es ein schalt iar sey. Die guldin zal. Und wie lang sey zwischen Wyhennacht vnd der herren faßnacht. Auch findet man was man in einem yeden zeichen tryben vnd handtieren sol. Vnd des hat ein yedes sein eygne tafel, als daruor geschriben steet.* Straßburg, Matthias Hupfuff 1515. In Versen gibt den Inhalt der Kalendarius teutsch Maister Joannis Küngspergers (1514). Auch hier zuweilen die Aufforderung zum Kauf im Titel: Kauffs, ließ, es wirt wol bessern den guten acker. Practica auffs MDxliiij Jar, Straßburg 1543, M. J. Cammerlander.

[29] *A. Hauffen,* Johann Fischart. Berlin-Leipzig 1921. I, 144.

[30] Des Abenteuerlichen Simplicissimi ewig-währender Calender. Nürnberg 1670.

des Jahres" (Erfurt 1844)[31]; um größere Handlichkeit zu erzielen, werden späterhin gern Sedezdrucke ausgegeben.

Gerne wird hier noch die Reimform herangezogen:

„Dieses Büchlein ist also gemacht,
Wie das Jahr nach den Monat wirt geacht.
Auch Natur und Influß der Stern',
Auch thut es weiter lern'n,
Von Speiß, Tranck und Purgieren,
Baden, Lassen und Regieren,
Schwanger Frauen, die fruchtbar sind,
Wie man ziehen soll die Kind,
Von der Pest sich machen frey,
Drumb ist es ein Buch der Arczney" —

so kündigt sich ein dreiundzwanzig Bogen starker Reimkalender von 1491 an[32]. Besonders für die erteilten Lehren und Regeln bleibt der Vers, der Merkreim sein will, beliebt:

„Du solt nit lassen das glid an dir,
So yedes zaichen sein ader ryer"[33]

oder:

„Im Jennar du nicht laß dein blut,
Doch wer dirs noth, so ists auch gut"[34]

Manche solcher Kalenderverse leben heute noch im Andenken des Volkes, ernstgemeinte und scherzhafte.

Die rasche und vollständige Verbreitung der Kalender und Praktiken — selbst dem Lucidarius wird seit 1566 der Jacob Köbelsche Bauernkompaß angehängt — erzeugt hier denselben Vorgang, der die Entwicklung des Prosaromans zu endgültigem „Volksbuch" bedingt: die Abkehr der führenden Schichten von dieser durch sie belebten Literatur. Pamphilus Gengenbach, einst selbst Praktikenschreiber, klagt über die Kalendersucht:

O gott wie seer mich wunder nympt
das all welt ietz und dar vff gründt
All iar zu wissen künfftig ding,
was vns der louff des hymels bring
Vnd nemen der practica war
Wie es gon soell das künfftig iar",

31 *Hellmann,* Repertorium der deutschen Meteorologie S. 574.

32 Niedersachsen XXII (1916), S. 104.

33 Kalendarius Teutsch von Königsberger 1514.

34 Alt und New Schreib Kalender auffs Schaltjahr, nach der heilsamen geburt vnsers Herrn und Heylands Jesu Christi 1632.

und im Simplizissimuskalender (1670) werden die einzelnen Sorten aufgezählt, nach denen sich das Publikum drängt: „*diese rieffen, langt mir her den alten: den newen: den schreib: den bawerncalender; den gelehrten bawrn; den Welper, den gold- und galgenmeyer, den hauptkriegs: friedens: history: artzney kräuter: wunder: hauss: ich vnd weiss nit was vor calender*".[35] Und noch 1726 seufzt Gottsched: „Ich wollte, daß unsere Herren Kalendermacher, anstatt anderer Alfanzereyen vom Wetter, Aderlassen, Haarabschneiden, Holzfällen, Purgieren, Kinderentwöhnen. zuweilen schreiben möchten: Gebt acht auf den Himmel!"[36] Die Gegnerschaft setzt hier nur anders ein als beim Prosaroman: wollte sie dort erziehen und bessern, so versucht man hier, durch Spott und Satire die verachtete Literatur zu beseitigen. Freilich — das Ergebnis ist bei beiden Bemühungen das gleiche: ein negatives.

Die ersten komischen Laßtafeln erscheinen schon vor 1500; das älteste uns bekannte Beispiel datiert von 1480[37]: hier setzt also die Gegenbewegung viel früher ein als beim Prosavolksbuch. Der Grund ist deutlich: die Kalender haben die Stufe der Volksbücher eher erreicht. Im Anfang sind diese Satiren noch individuell in ihrem Witz; *Meister Hans Foltz* steht mit seiner *Practica teutsch* mit am Anfang der Bewegung[38]. In Luzern wird im 16. Jahrhundert ein Fastnachtspiel: *Bracdica von seltzamen geschicht dis jars, calculiert durch doctor Rossschwantz von langen Lederbach* aufgeführt, schon 1509 war eine *Practica doctor Johanns Rossschwantz* erschienen[39]. So fußt eine Satire auf der andern; neue Gedanken und Scherze sind nur in den älteren Spottkalendern zu finden: *Practica teutsch doctor Gril von kyttelperg, gepractiziert inn der hochen schul do dy küe auff steltzen geend* nennt sich eine Satire aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts[40]. Männer, die früher selbst Kalender verfaßt haben.

---

[35] Des Abenteuerlichen Simplicissimi ewig-währender Calender. Nürnberg 1670, S. 5f.

[36] *Gottsched*, Gesammelte Schriften, hg. *E. Reichel*, Berlin o. J. II, 88: Die vernünftigen Tadlerinnen II 9.

[37] *A. Hauffen*, Johann Fischart. I 145; *Uhl*, Unser Kalender S. 87.

[38] *Goedeke*, Pamphilus Gengenbach. Hannover 1856, S. 627.

[39] *A. Hauffen*, Johann Fischart. I 146.

[40] *Goedeke*, Gengenbach S. 627.

schreiben nun Spottpraktiken, so Pamphilus Gengenbach, so auch der Organist des Schottenklosters Johann Rasch, der in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts den Typ des satirischen Kalendergegners darstellt[41]. Als Jacob Henrichmann von Sindelfingen 1568 Bebels Fazetien deutsch herausgibt, schickt er ihnen ein scherzhaftes Prognostikon voraus, in dem er allerhand Selbstverständlichkeiten nach hergebrachtem Muster prophezeit: im Schwarzwald werde kein Wein wachsen, Frauen und Jungfrauen werden ein schwaches Gedächtnis, aber langes Haar haben usw.[42], und neunzig Jahre später beginnt Schupp eine seiner großen Selbstverteidigungen mit einer Nachbildung von Hans Steinbergers Scherzkalender[43]: so wird die Kalendersatire zur literarischen Kunstform. Aber Erfolg hat auch die Satire nicht: das Volk ist konservativ und läßt sich sein Besitztum so leicht nicht nehmen, durch Spott am allerwenigsten.

Eng an die Kalender schließen sich die medizinischen und naturgeschichtlichen Büchlein an, wie jene für praktische Bedürfnisse berechnet; ohne gelehrten Apparat, unbeschwert von allen langatmigen Reflexionen, bringen sie das, was Bürger und Bauer in ihnen suchen: Hausmittel für Krankheiten, besonders häufig für die beiden Fälle, die den Menschen am meisten erregten: Pest und Geburt, daneben die alten Rezepte zur Erlangung von Wunschdingen, wundersame Fähigkeiten von Steinen, Pflanzen und Tieren. Die alten, berühmten Gelehrtennamen finden sich

---

41 *Nagl-Zeidler*, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Wien-Leipzig 1898, I 559.

42 vgl. *J. Scheible*, Das Schaltjahr, welches ist der teutsch Kalender. Stuttgart 1846. I, 8ff. Auch zu künstlichen Spielereien bieten die Gegenpraktiken Gelegenheit: so ergeben die Anfangsbuchstaben der Practica Practicarum des Frater *Joh. Nas* (Ingolstadt 1571) das Alphabet. Vgl. zum Gegenstand auch *S. Günther*, Münchener Erdbeben- und Perdigienliteratur in älterer Zeit. Jahrbuch für Münchener Geschichte IV (1890) S. 250.

43 *Schupp*, Streitschriften, hg. von *Carl Vogt*. Halle 1910, S. 33ff. Ein Bild, wie die Praktiken vertrieben wurden, gibt ein Kupferstich der stadt-kölnischen Sammlungen von 1589, der Kölner Straßenausrufer, darunter auch Praktikenverkäufer darstellt. Darunter der Spruch:

al manch pracktick und zeitung new
sind war und vfrecht bei mein trew.

S. *P. Norrenberg*, Kölnisches Literaturleben im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Viersen 1873. S. 29ff.

auf den Titelblättern neben neuen, weniger bekannten, und viele sind ganz namenlos. Aber am liebsten greift das Volk zu den Büchern, die den Namen des Albertus Magnus, des großen Scholastikers des 13. Jahrhunderts[44], tragen[45] und die in ihrer Art kleine Kompendien alles Wissens- und Begehrenswerten aus dem Reich der Medizin und Natur sind. Mit Regeln für Schwangerschaft und Geburt heben sie an, kurze, prägnante Ratschläge wechseln mit richtigen Rezepten: *Das die fraw ir zeyt überkomm. Nym viola vnd myrra in ein geschirr* usw., und zwischen heilsame Lehren wie z. B. die Warnung vor dem Schnüren bei der Schwangerschaft, mischen sich ernst gemeinte und treu befolgte Hausmittel zur Erreichung großer, unerforschbarer Geheimnisse: die Jungfrauenschaft eines Mädchens zu prüfen, die Frauen keusch zu machen. In den folgenden Teilen gewinnt dann das Wunderbare die Oberhand: sechzehn Kräuter zauberischer Natur werden genannt, die Liebe, Unbesiegbarkeit, Fruchtlosigkeit und andere Wunschdinge verheißen, Gesteine mit unerhörter Wundermacht werden empfohlen: Magnes ist gut zur Keuschheitsprobe. Obtalmius macht unsichtbar, Gena enthüllt die Zukunft, Gurini läßt die Menschen im Schlaf ihre Missetaten bekennen. Und mannigfache Zauberkraft bergen die Glieder der Tiere: die Füße der Turteltaube, an einen Baum gehängt, machen diesen unfruchtbar. So möchten diese Bücher dem Leser die Mittel an die Hand geben, zu werden wie die bewunderten Helden seiner Romane; was dort theoretisch erzählt wird, wird hier praktisch zu erreichen versucht. Eine Beschreibung von Art und Kraft der Gestirne darf nicht fehlen: so wird der Zusammenhang mit den Kalendern gewahrt. Und mit dem „Pestregiment" wird der Schluß gemacht: so schließt sich das Ganze, das mit Schwangerschaft und

---

[44] vgl. *H. Langenberg,* Aus der Zoologie des Albertus Magnus. Programm Elberfeld 1891, S. 1.

[45] *Albertus Magnus,* Das buch der versammlung oder das buch der heimligkeiten Magni Alberti, von artzney vnd tugenden der kreuter vnnd edel gestein vnd von etlichen wolbekannten thieren. Straßburg, Knoblauch 1516. Den typischen Titel der späten Volksbuchausgaben s. bei *Görres,* Volbsbücher S. 27. Der Frankfurter Buchhändler Harder verkauft in der Fastenmesse 1569 (Meßmemorial des Frankfurter Buchhändlers Michel Harder, hg. v. *E. Kelchner* und *R. Wülker* 1873) 227 Exemplare des Albertusbüchleins: das meist verkaufte Volksbuch!



Geburt begann, zum wohlgefügten Ringe. Geburts- und Pestvorschriften werden auch von der Obrigkeit begünstigt und verbreitet; 1512 erteilt Maximilian ein Privileg für ein Regelbuch für Schwangere und Hebammen, das große Verbreitung gewinnt[46], und der *Artzney Büchel zur zeit der Infection zu gebrauchen* sind viele. In ihnen zeigt sich gelegentlich auch ein frommer Einschlag, der den Albertusbüchlein fremd ist; die Krankheit kommt über die Menschen, um *zorn vnd straff gottes anzuzaigen,* Himmelserscheinungen verursachen sie und künden sie an. Und als letztes Mittel wird empfohlen: *wer aber vngeflohen bleibt, der soll sich selbst vnd die krancken wol getrösten, vnd erwegen, dass des zeitlichen todts niemands gefreyet noch vberhaben sein kan, vnd sich demnach gott dem allmechtigem vnd seinem aingebornen sohn vnserm herrn vnd erlediger Jesu Christo ohn vnderlass beuehlen*[47]. Auch in den kleinen Gelegenheitsregeln für Pestzeiten, die, selten über 4—6 Seiten lang, meist noch andere Rezepte enthalten[48], wird am Schluß gern zum Gebet aufgefordert. Andere Büchlein wieder behandeln, stofflich sich enger an die Albertushefte anschließend, die wissenswerten Dinge in Frage und Antwort; der Bau des menschlichen Körpers wird so durchgesprochen: warum haben wir Nasenlöcher? warum niesen wir? warum haben wir einen Rücken? soll ein Hermaphrodit als Mann oder Frau heiraten? Mit besonderer Ausführlichkeit wird das Sexualleben behandelt: ihm gilt neben den Wunderdingen das vornehmliche Interesse der Zeit. Am Schluß wird gern zum Kauf anderer Bücher angelockt: *wie geschicht die geburt, oder wie sol man sich darin halten. Sollichs zu wissen vnd erfaren, liss hie von Eucharium Rösslin doctor der artzney. der gar ein hüpsch biechlin darvon vss hat lassen gon im truck genant Der schwangern frawen vnd hebammen rosengarten*[49]: so zeigt sich

---

[46] Der Swangern frawen vnd Hebammen Rosegarten. Worms o. J. (1512).

[47] Artzney Büchel Zur Zeit der Infection zu gebrauchen. O. O. 1620, S. 12.

[48] Regiment-weß man sich jtzumt vnd fortan zur zeit der pestilentz mit essen, trincken, vnd baden halten sol. Auch findestu hie in mancherley bewerter artzneien zu den bösen zeen. Von deß gebranten weins tugenden zven vnd zwentzig artickel. O. O. 1531.

[49] Ein hüpsch biechlin das durch die natürlichen meister Aristotilem, Auicennam, Galienum, Albertum vnd anderm natürlichen meistern von mancherley seltzamen fragen beschribenn vnnd der menschlichen natur gar nutzlichen zu wissen. Propleumata Aristotiles. Straßburg, Hupfuff 1515, am Ende.

der buchhändlerische Unternehmergeist, der an der Gestaltung und Verbreitung der Volksbücher seinen bedeutsamen Anteil hat, auch in diesen Werken.

Neben diesen Gelegenheitslehrbüchern, die kommen und gehen, deren Titel mannigfach wechseln, und an denen nur Inhalt und innere Diktion dieselben bleiben, geht, ehrwürdiger und ernster in Inhalt und Form, ein Buch durch die Jahrhunderte, das als das älteste Volksbuch die längste Lebensdauer von allen bewahrt: der Lucidarius [50]. Von Heinrich dem Löwen als Laienlehrbuch angeregt, wird er um 1200 von einigen Geistlichen aus lateinischen Schriften zusammengestellt; seine Form ist von Anfang an die Prosa. 1479 bei Anton Sorg in Augsburg zum ersten Male gedruckt [51], erlebt er bis 1491 bereits zwanzig Drucke; zwischen 1494 und 1689 zählen wir achtundfünfzig Ausgaben: keinem andern Volksbuche ist eine derartige Verbreitung beschieden [52]. Eine Enzyklopädie auf geistlicher Grundlage, umfaßt der Lucidarius alles, was dem Menschen jener Zeit wissenswert erscheint: Katechismus, Erdbeschreibung, Naturkunde; der Inhalt wird im Lauf der Jahrhunderte oft verstümmelt, verringert und erweitert, nur der Kern bleibt; schon der älteste Druck hält Lucidarius oder, wie manche Handschriften und Drucke schreiben, *Elucidarius* für den Verfasser, erst das 17. Jahrhundert verwischt den Irrtum, indem es dem Werk einen neuen Namen, „*Kleine Cosmographia*" (von 1665 ab) gibt; unter diesem läuft es bis ins 19. Jahrhundert. Nach der Reformation wird der Inhalt in protestantischem Sinne umgebildet; Cammerlander ist der Verfasser dieser Überarbeitung (1534), an die sich die folgenden Drucke nun anschließen: aber auch diese Änderungen halten sich in den gewohnten Grenzen, die Gottesdienstordnung, die Ausdeutung der Kirchengebräuche, der geistlichen Gewänder usw. fallen fort, das andere bleibt zumeist. Charakteristisch für das Werk ist die Gesprächsform, die es aus seiner Vorlage, dem Elucidarium des

[50] *K. Schorbach,* Studien über das deutsche Volksbuch Lucidarius und seine Bearbeitungen in fremden Sprachen. QF. 74. Straßburg 1894.

[51] Diß buch heyßet Lucidarius. das spricht zu teütsch also vil als ein erleüchter.

[52] Im Lager des Frankfurter Buchhändlers Gülfrich nimmt der Lucidarius mit 1259 Exemplaren 1568 die erste Stelle ein: *H. Pallmann,* Sigmund Feyerabend S. 137 ff.



Honorius, entlehnt, und die andere Werke besonders medizinischer Natur nachahmen. Es ist ein Zeichen stolzen Selbstvertrauens, wenn Seifried Helbling seinen fünfzehn Gedichten den Titel dieses weitbeliebten Volkslehrbuches beilegt (*„Der kleine Lucidarius“*), und zugleich ein Beweis für die Zugkraft dieses Namens.

Der „Ritter vom Turn“ bezeichnet die äußere Grenze dieser lehrhaften Volksbücher, er selbst kein eigentliches Volksbuch mehr, aber in Form und Art der Verbreitung jenen doch ähnlich. Ein Ritter erteilt seinem Sohne allerhand Lehren, deren manche uns anstößig erscheinen möchten, die aber im Sinne der damaligen Zeit nicht eigentlich zotig gedacht sind. Freilich: es sind gerade diese Abschnitte des Buches, die es wert und beliebt machen; 1493 erscheint es, von Marquard von Stein aus dem Französischen übersetzt, zum ersten Male, bis 1682 wird es zwölfmal gedruckt, seine Verbreitung kann sich also mit der der meisten Volksbücher nicht messen. Aber als Erziehungsbuch zu ritterlichem Wesen erfüllt es eine Aufgabe, parallel etwa den Werken, die Regeln und Zaubermittel zur Erlangung ritterlicher Kraft und Abenteuerlichkeit darbieten: so hat es seine Bedeutung für die ganze Literaturgattung.

Der lehrhafte Zug der Zeit hat in diesen Werken allen die Oberhand gewonnen; das Unterhaltungsmoment steht weit im Hintergrunde, namenlose Lehrbücher, Hilfen, die durch ihre Ungelehrtheit das Vertrauen des Ungelehrten erwerben: das sind diese Bücher. So sind sie weniger durch ihren Inhalt und die Art, wie sie ihn darbieten, als durch ihre Form, die sie in manchen Punkten mit den Volksromanen vereinigt, für uns bedeutungsvoll, sie vervollständigen erst das Kulturbild der ganzen Bewegung. Eine Mittelstellung zwischen ihnen und den Prosaromanen nehmen die Reisebeschreibungen ein: von jenen haben sie die Lust am Fabulieren, die Freude am Unerhörten, Niedagewesenen, von diesen die Lehrhaftigkeit als Prinzip, den Lehrbuchton; mancherlei Legenden zudem finden bei ihnen einen Unterschlupf. So sind sie als deutliche Übergangsglieder gekennzeichnet.

Die Kreuzzüge hatten die Sehnsucht zur Weite bei allen geweckt; durch Pilger und Kreuzzugteilnehmer waren die ersten wunderbaren Berichte von fernen Ländern ins Volk gedrungen.

So war die schlummernde Empfänglichkeit für solche Geschichten geweckt, so wurde sie immer von neuem erregt und gesteigert. Und nun kommen die Entdeckungen, die niegeahnte Wunder erschließen, kommt die gewaltige Ausdehnung der Handelsbeziehungen: immer von neuem wird die Sehnsucht und Neugierde der breiten Schichten aufgewühlt, die gewöhnlichen Abenteuer genügen nicht mehr, je unglaublicher, je fabelhafter die Dinge sind, die erzählt werden, um so freudiger werden sie aufgegriffen. Holt man jetzt doch sogar die Berichte des Altertums über Asien neu hervor, um dem Volke Genüge zu tun[53]. Herzog Ernst, Alexander, Brandan werden von neuem beliebt, Faust und Eulenspiegel sind Wanderer, und erst das Zauberflughütlein vervollständigt das Glück des unermeßlich Reichen. Ahasver, der ewige Jude, wird in diesem Zeitalter geboren: das ist ein tiefes Symbol. Noch im 18. Jahrhundert heißt „eine allgemeine Reisehistorie" „die allerbeliebteste Art von Büchern".[54]

So ist es das abenteuerfrohe, bunte Gewand, das die Reiseberichte dem Publikum teuer macht. Von den führenden, volkserziehenden Kreisen, die freilich selbst ihre Freude an solcher Lektüre haben[55], wird ihr Wert anders beurteilt: „Es haben aber die Reisen", heißt es in einer Sammlung des 18. Jahrhunderts[56], „noch darin vor andern Geschichtsbeschreibungen einen ausnehmenden Vorzug, weil sie uns lebhafteste Beispiele von der liebreichen und wundervollen Fürsorge Gottes allenthalben recht rührend vor Augen stellen", und an anderer Stelle[57]: „Es muß dasselbe zur Aufklärung der Wahrheit in den Geschichten, zur Richtigkeit in der Erkenntnis aller Dinge, zur Weisheit und Klugheit, und, mit einem Wort, zum Unterricht in

[53] *A. Bovenschen,* Untersuchungen über Johann von Mandeville und die Quelle seiner Reisebeschreibung. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1888 (XXXIII) S. 180.

[54] Neue Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten. VI. Frankfurt-Leipzig 1753, Vorbericht.

[55] Besonders beliebt sind die Reisesammlungen von *de Bry* und *Hulsius*; vgl. *M. Böhme,* Die großen Reisesammlungen des 16. Jahrhunderts und ihre Bedeutung. Straßburg 1904, S. 132. Diese Sammlungen „Volksbücher" zu nennen (S. 163), geht nicht wohl an.

[56] Neue Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten. I. Frankfurt 1749, S. XXI.

[57] ebda. VI (1753), Vorbericht.

Verbesserung des Verstandes und Wollens, für alle Stände unter den Menschen dienlich gemacht werden." Das ist auch der Standpunkt des 15. und 16. Jahrhunderts, so kommt es, daß hier keine Polemik eingreift wie sonst bei den Volksbüchern.

Freilich: die großen Beschreibungen der Weltfahrer dringen nicht ins Volk; sie sind zu wissenschaftlich, um populär zu werden, und die Art ihrer Darstellung ist nicht rasch, nicht abenteuerlich genug. Aber ein Werk des ausgehenden Mittelalters erfüllt diese Bedingungen; farbenfroh und kurzgedrängt vereinigt es eigene bunte Erlebnisse mit alten, wohlbekannten, immer von neuem begierig gehörten Wundermären aus dem Alexander, Herzog Ernst, aus dem alten Testament und den Legendarien. Was schadet es, daß der geistliche Übersetzer die Namen verdreht, daß die gebildete Welt das Buch als größte Aufschneiderei und unhaltbare Kompilation mitleidig belächelt!

Ein Lütticher Arzt Jean de Bourgogne à la barbe ist sein Verfasser († 1372), lange Jahre, die er beim Sultan von Ägypten als dessen Arzt verbringt, geben ihm eine lebendige Anschauung vom Orient. In der Heimat von schwerer Krankheit genesen, geht er an die Zusammenstellung seines Werkes, das er unter fingiertem Namen (Johann von Mandeville) seinen französischen Landsleuten darbietet. Nur ganz wenige Partien des Buches sind sein eigenes geistiges Eigentum: was er vom ägyptischen Sultan und dessen Hof erzählt, hat er selbst erlebt. Das andere, die Fahrt zum heiligen Grab, nach Persien und Indien und in die fernsten Wunderländer, hat er aus Reisewerken und anderen Büchern ausgeschrieben[58]. So trägt dies Werk gleichen Entstehungscharakter wie Eulenspiegel, Faust und Schildbürger. Rasch wird es beliebt: englische, italienische, hoch- und niederdeutsche, lateinische, spanische, niederländische, dänische, böhmische und irische Übersetzungen erscheinen; Feyerabend nimmt es in sein *Reyssbuch des heylgen Lands* (1609) auf[59], des Ver-

[58] *A. Bovenschen,* Untersuchungen über Johann von Mandeville, S. 206ff.; *Sven Martinsson,* Itinerarium orientale. Mandevilles Reisebeschreibung in mittelniederdeutscher Übersetzung. Phil. Diss. Lund 1918, S. VIIIff. Die kompilatorische Methode wird schnell verfemt; *Rauwolff* (Beschreibung der Reyß Leonhardi Rauwolffen, Frankfurt 1582) betont in seiner Vorrede ausdrücklich: *was andere geschrieben, hab ich in mein büchlein hieher nicht getragen.*

[59] *A. Bovenschen,* S. 194, s. Anm. 1; vgl. auch *J. Vogel,* Handschriftliche Unter-

fassers Grab im Wilhelmiterkloster bei Lüttich wird ein Wallfahrtsort wie Eulenspiegels letzte Ruhestätte in Mölln; Püterich von Reicherzhausen scheut den Umweg von zwölf Meilen nicht, um es zu besuchen, und erzählt im „Ehrenbrief" von Grabstein und Wappen.

Die deutsche Übersetzung schafft ein Metzer Domherr, Otto von Demeringen[60], so erhält das Werk eine noch stärkere geistliche Note als es bereits besaß. Es will berichten *von manigen wunderbaren sachen, von fremden landen vnd seltzamen thieren, von fremden leuten vnd von irem glauben, von irem wesen vnd von iren kleidern vnd von vil andern wundern,* aber zunächst wird im frommen Eingang die Heilsamkeit und Gottwohlgefälligkeit der Palästinafahrten dargelegt, die heiligen Martergeräte, Kreuz, Rock, Dornenkrone usw. werden erbaulich beschrieben, Legenden hie und da eingewoben, Jerusalem andächtig geschildert und die griechisch-katholische Lehre ablehnend dargestellt. Die Glaubwürdigkeit der mannigfachen Abenteuer wird fromm erwiesen: alle Wunder sind glaubhaft, denn Gott kann alles. Aber vom zweiten Buch ab tritt der geistliche Ton zurück, und Fabellust und Wunder behaupten den Platz: dem Werk ist ja durch den ersten Teil seine Daseinsberechtigung gegeben! Leicht und unbekümmert ist der Übergang: *der die welt gantz vmbfaren wil in kauffmanns oder in bilgerins wyse der fint in allen landen heilig stet vnd gross heiligthuz (!), aber der in ritter oder herrschaft wyse ziehen will, der sol farn in des keisers von Persien land, darnoch in des grossen hunds land vnd yn priester Johans land.* Die alten Reisesagen reihen sich aneinander: Menschen mit Hunds- oder Kranichköpfen, mit nur einem Bein, Geißmenschen, Wunderfrüchte wie die Paradiesäpfel mit den Kreuzen im Kerngehäuse oder die Äpfel, die von Natur angebissen sind; Märchen mischen sich darein: vom Jungbrunnen, von der Drachenjungfrau, die durch einen Kuß, von dem Sperbermädchen, das durch sorgfältige Hütung eines Sperbers er-

suchungen über die englische Version Mandevilles. Programm Krefeld 1891. Der „Versuch einer Literatur deutscher Reisebeschreibungen, sowohl Originale als Übersetzungen" (Prag 1793) nennt Montevilla bereits nicht mehr.

[60] Von der erfarung des strengen ritters Johannes von montaville. Straßburg Knoblauch 1507. Der Titel des späten Volksbuches bei *Görres,* Volksbücher, S. 53.

löst werden kann, und Schwankmotive tauchen zwischenhinein auf wie das von den Schlangen, die eheliche und uneheliche Kinder voneinander unterscheiden können. Es ist bezeichnend, wie gerne bei erotischen Dingen verweilt wird: bei der Beschreibung der griechisch-katholischen Lehre wird besonders auf die Besonderheiten im Sexual- und Eheleben eingegangen, die Vielweiberei des Sultans und des Königs von Calonach, der Weiberkommunismus im indischen Lande Lamori, doppelgeschlechtige Wunderwesen, die Abnormität der Amazonen — all das wird liebevoll berichtet, und hie und da finden sich auch obszöne Ausdrücke wie *das gesellen gelt verdienen:* hier zeigt sich mancherlei Verwandtschaft mit den Ritterromanen. So ist das Buch beliebt geworden und hat sich die Jahrhunderte hindurch neu erhalten; zu Anfang des 19. Jahrhunderts nimmt es unter den Jahrmarktsdrucken eine hervorragende Stelle ein[61].

In die ritterliche Welt gehört der Amadis mehr hinein als der Montavilla. Sein äußerer Werdegang ist dem der Volksprosaromane sehr ähnlich: aus Frankreich kommt er[62], sein Auftreten erzeugt eine Flut von Fortsetzungen und Nachahmungen, sehr rasch wenden sich die eigentlich führenden Schichten von ihm ab, für die er doch eigentlich geschaffen ist: die Vorrede der Übersetzung des ersten Buches redet *alle gelehrte, erfarne männer, sonderlich alle, die vom adel, vnd ansehnliche leuth* sind, an. Und von ihrem Standpunkt aus gesehen steht er in einer Reihe mit den Volksbüchern: wo sie jene bekämpfen, wird auch sein Name genannt, und Zorn und Hohn gießt sich über ihn wie über jene. Und doch ist er kein Volksbuch im eigentlichen Sinne; er ist nicht zum Jahrmarktsgut geworden, seine Leser bleiben die jungen Söhne, Töchter und Frauen bürgerlicher Kreise, und als die Zeit seiner Sensation vorüber ist, tritt er zurück und verschwindet bald vollständig, um andern Romanen Platz zu machen.

Die Gründe, die seine Trennung von den eigentlichen Volksbüchern verursachen, liegen in seinem Inhalt, in der Art seiner

[61] *A. Bovenschen* S. 195.

[62] *G. Steinhausen* (Die Anfänge des französischen Literatur- und Kultureinflusses in Deutschland. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissanceliteratur. N. F. VII, 1894, S. 374) sieht in ihm das bedeutendste Zeichen des französischen Kultureinflusses.



Erzählung. Die volkstümlichen Romane berichten von zumeist wohlbekannten Recken der Vergangenheit; aus ihnen baut sich der ungelehrte Leser sein Bild vom vergangenen Rittertum auf. Der Amadis stellt aber seinen Helden in die Zeit des Lesers, und indem er ungeheuerliche Begebenheiten erzählt, als ob sie gestern geschehen seien, erzeugt er bei dem wirklichkeitsfrohen Publikum aus dem Volke Unglauben und wird notwendig auf wirklichkeitsfremde Elemente (schwärmende Frauen, abenteuersüchtige Jünglinge) beschränkt. Seine Weitschweifigkeit hindert eine rasche Verbreitung; hätte sich ein geschickt kürzender Bearbeiter gefunden, vielleicht, daß er gefallen hätte. Der Umstand vollends, daß sich an das erste Buch eine lange, unübersichtliche Reihe von Fortsetzungen im selben Stil, mit denselben Abenteuern, im gleichen Schema gearbeitet anschließt, macht eine Volkstümlichkeit im Sinne der Volksbücher unmöglich[63].

Die Heimat des Amadis ist Spanien[64], wo er, im 14. Jahrhundert bereits von einheimischen Dichtern erwähnt, 1490 durch *Garci-Ordoñiez de Montalvo* seine endgültige Gestaltung erhält; 1508 erschienen die vier ersten Bücher im Druck; Nachahmungen und Erweiterungen (bis zum 12. Buche) folgen rasch. Das vornehme, durch seine dämmrige Stille vielsagende Buch erfährt dann in Frankreich seine psychologische Vertiefung[65]; der Artillerieoffizier *Seigneur Des Essars Nicolas de Herberay* übersetzt von 1541—1568 die ersten acht Bände: sein Werk ist die Vorlage, deren Übertragung ins Deutsche Herzog Christoph von Württemberg anregt. Der unermüdliche Feyerabend übernimmt den Verlag; 1569—1575 erscheinen bei ihm dreizehn Bücher, das sechste, von Fischart übersetzt, wird zur Herbstmesse des Jahres 1572 fertiggestellt[66]. Vom Übersetzen geht man zum Nachahmen über, so schwillt der Umfang des Amadisromans immer stärker

[63] Schon *Uhland* (Schriften II [1886], S. 567) stellt fest, daß der Amadis nicht geeignet ist, in Deutschland volkstümlich zu werden.

[64] vgl. *A. Hauffen,* Johann Fischart I 165ff.; *H. Morf,* Die romanischen Literaturen (Kultur der Gegenwart I, 11, 1, 1909) S. 209.

[65] vgl. *W. Küchler,* Empfindsamkeit und Erzählungskunst im Amadisroman. Zeitschrift für französische Sprache und Literatur XXXV (1909), S. 176ff.

[66] *A. Hauffen,* Fischart I 47; eine (unvollständige) Bibliographie der Amadisliteratur bei *Küchler* S. 158f.



an. 1595 zählt er bereits 24 Bände. Jede neue Fortsetzung ist ein Schritt weiter von den Volksbüchern fort.

Eine Mischung von Abenteuerlust und Empfindsamkeit: das ist sein Inhalt; mit dem Amadis hat die „empfindsame" Periode begonnen[67]. Die Liebe der Volksromanhelden ist ein kraftvoll-selbstverständliches Siegen auf der Seite des Helden, eine restlose, durch die völlige Überlegenheit des Ritters bedingte Hingabe seiner Geliebten; hier dagegen wechseln Freud und Leid ständig miteinander, Hemmnisse stellen sich den Liebenden in den Weg, und die Überwindung dieser Hemmnisse steht im Mittelpunkt der Erzählung. Amadis steigt vom Pferd, um im Grase besser an seine liebesmelancholische Stimmung denken zu können: im Volksroman wäre eine solche Szene undenkbar. Das erotische Moment ist auch hier besonders liebevoll hervorgehoben: alle Helden sind unehelich erzeugt, welch eine pikante Erfindung! Aber das lehrhafte Prinzip wird auch hier nicht vergessen: der Titel der ersten Ausgabe[68] empfiehlt das Buch den Jungen, denen es *nützlich zu lesen* sei, und im erziehungsfreudigen Deutschland wird das Werk mehr als Regelbuch für ritterlichen Anstand und höfische Ausdrucksweise betrachtet denn als Unterhaltungsbuch; so erscheint 1597 eine Sammlung „schöner zierlicher Orationen", die aus den 24 Amadisbüchern zusammengezogen ist[69], und noch Lauremberg spottet über einen, dem der Roman Anstandsbuch ist: *„Do must de halve Amadis em redensarten geven."*

Seine Verbreitung im 17. Jahrhundert ist außerordentlich groß[70], so wird sein Einfluß auf die Literatur bedeutend. Opitz, der den Amadis in zwei Gedichten erwähnt, preist im Aristarch (1617, 1624) seine deutsche Übersetzung als Musterbeispiel für die Zierlichkeit der Muttersprache[71]; der französische Amadis be-

---

67 *Küchler* S. 158ff.

68 Neu abgedruckt ist das erste Buch von *A. v. Keller* in der Bibliothek des Literarischen Vereins.

69 *G. Steinhausen,* Anfänge des französischen Literatur- und Kultureinflusses S. 374.

70 *K. Borinski* (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart-Berlin-Leipzig 1921, I 502) schreibt den Erfolg des Amadis seiner verführerischen Hofmacherei und seiner spannenden Verwicklung zu.

71 *Höpfner,* Amadis, nicht Bienenkorb. Zeitschrift für deutsche Philologie VIII (1877), S. 467ff.

findet sich schon um 1550 in der Privatbibliothek Kurfürsts Johann Friedrich des Großmütigen[72]. 1577 berichtet der Buchhändler Fickler, er verdiene am Amadis mehr als an Luthers Postille, vier Jahre später klagt er, *wie gemein solch buch worden bei weib und mannen, hoch und niedern standes*[73], und das Lagerverzeichnis seines Tübinger Kollegen Gruppenbach führt 1597 wohl *eilf letste bücher Amadis,* aber kein einziges Volksbuch auf[74]. Es ist diese zeitweilige ungemeine Verbreitung, die den Roman an die Grenze der Volksbücher stellt. Wie sehr er in seiner Raum- und Zeitlosigkeit die Geschichtsauffassung beeinflußt, zeigt der Umstand, daß erst Buchholtz in seinem *Christlichen Teutschen Groß-Fürsten Hercules und der Böhmischen Königlichen Fräulein Valiska Wunder-Geschichte* (1659) den Weg zu einer historischen Geschichtsbetrachtung zurückfindet[75]. Aber mit dem Augenblick, wo moderne deutsche Romane erscheinen, sinkt seine Bedeutung; langsam verschwindet er in der Lektüre der breiteren Masse.

Neben diesen großen, einheitlichen Gattungen von mehr oder weniger volkstümlichen Literaturwerken laufen eine Menge weniger wichtiger Bücher: neben den Praktiken die Losbücher[76], fußend auf griechischen und römischen Orakelwerken, durch die im 12. Jahrhundert eindringende Punktierlehre der Araber neu belebt; an die Faustbücher anknüpfend eine lange Reihe von Zauber- und Magieschriften[77], die durch ihre genaue Beschreibung von Beschwörungsriten, strotzend von gelehrt klingenden Namen, und durch die Angabe, daß Faust selbst der Verfasser sei, die Gunst des Publikums anzulocken versuchen; schließlich die *wahrhaftigen Historien*[78], die sensationelle Ereignisse des täg-

[72] *J. Bolte,* Magelone S. XXXVIII.

[73] *G. Steinhausen,* Geschichte der deutschen Kultur II (1913), S. 295.

[74] Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels II (1879), S. 244 ff.

[75] *F. Gotthelf,* Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte XIII (1900), S. 68.

[76] *J. Bolte,* Zur Geschichte der Losbücher. In: Georg Wickrams Werke IV (Bibliothek des Literarischen Vereins 230, 1913), S. V, S. 276 ff., und neuerdings: Zur Geschichte der Punktier- und Losbücher. Jahrbuch für histor. Volkskunde I (1925) S. 185 ff.

[77] *Scheible* hat in seiner „Bibliothek der Zauber-, Geheimnis- und Offenbarungsbücher" (Stuttgart 1849 ff.) mehrere herausgegeben.

[78] Z. B. Warhafte beschreibung von der Königin in England, warum sie die

lichen Lebens beschreiben und durch die anspruchslose Ausstattung und ihre Aktuellität rasche Verbreitung finden: eine Literatur von Gelegenheitsbüchern, die mit dem Aufkommen neuer Sensationen verschwinden. Durch ihren Ton und die Art ihrer Entstehung und Verbreitung gewinnen sie volkstümlichen Charakter, und wenn sie auch für die eigentliche Gattung der Volksbücher bedeutungslos sind, so vervollständigen und ergänzen sie doch das Bild: was sie beliebt macht, haben sie mit jenen gemeinsam, denen sie parallel laufen. So erwächst aus ihrer Betrachtung ein tieferes Verständnis für die Dinge, durch die die Volksbücher ihre Verbreitung und ihre Zugkraft erhalten haben.

Königin von Schottland hat ermorden lassen. Geschehen im Jahr 1587 am 10. Febr. Sehr lieblich. aber doch erbärmlich zu lesen, jedermänniglich zu einem exempel. Aus englischer sprach in teütsch vertiert. Köln 1587, 4⁰. — Wahrhaftige historia von Johann Pfefferkorn, einem getauften Juden, welcher zu Hall in Sachsen seinen überaus großen und erschrecklichen missethaten halber lebendig verbrannt ist worden. Ursell 1606, 4⁰. — Leben und tod des berüchtigen Juden Joseph Süß Oppenheimers aus Heidelberg oder kurze und zuverlässige nachrichten von dessen herkunft, geschwinder erhebung, lasterhaftem leben und plötzlichem fall. Nebst einem vorbericht, wie die bisher heraus gekommenen nachrichten von diesem juden mit unterschied zu lesen sind. Frankfurt-Leipzig 1738, 4⁰.

III

Volksroman und volkstümlicher Roman: Gemeinsames in Stil und Begriffswelt

IM ersten Kapitel ist versucht worden, den Unterschied anzudeuten, der zwischen den aus fremden Ländern nach Deutschland gekommenen Prosabüchern und den im Lande selbst entstandenen Volksromanen besteht: die Art ihrer verschiedenen Entstehung legt diese Trennung nahe. Daß die zunächst nur äußerliche Scheidung auch innere Verschiedenheiten bedingt, die eine Gegenüberstellung von „Volksroman" und „volkstümlichem Roman" rechtfertigt, das zu zeigen wird Aufgabe eines späteren Absatzes sein; hier genüge es, die Trennung noch einmal festzustellen: sie ist vorhanden, aber sie ist nicht so groß, daß die Werke beider Gattungen nicht so viele gemeinsame Punkte hätten, daß beide zusammen ein einheitliches Bild ergeben, das Bild der deutschen Volksliteratur.

Das Publikum selbst trennt die einen Werke nicht von den andern, seine Gunst oder Ungunst verschenkt es nicht nach stilkritischen Gesichtspunkten. Als die ersten Prosaromane nach Deutschland kommen, haben die französischen Ritterbücher ihnen den Weg bereits geebnet, und im ersten Jahrhundert laufen beide nebeneinander: in der Bibliothek Johann Friedrichs des Großmütigen stehen die französischen Bücher der Haymonskinder, von Tristan, Pontus, Melusine, Ogier u. a. m.[1]. Und als dann mit Fortunat und Eulenspiegel die einheimischen Stoffe dem Leserkreis angeboten werden, reihen sie sich leicht in die schon vorhandenen deutschen Romane ein; als etwas prinzipiell Neues werden sie nicht empfunden. Hans Sachs besitzt den Eulenspiegel neben dem Herzog Ernst, die Melusina neben dem Brandan[2], in alten Bücherlagern sind Werke beider Gattungen zahlenmäßig

[1] *Bolte,* Magelone, S. XXXVIII.

[2] *R. Genée,* Hans Sachs und seine Zeit. Leipzig 1894, S. 464ff.

annähernd gleich vertreten[3], ein Straßburger Glasermeister stellt um 1625 in seiner Bücherei den *Ritter Puntus* zu *Friedrich Barbaross, Eylenspiegel* zum *Hertzog Ernsten*, die *History des Ritters vom Radt* zur *Mellusina*[4]. Die heftige Abwehr der führenden Stände wendet sich gegen beide Arten volkstümlichen Lesestoffes in gleicher Weise, so bei Moscherosch[5], so bei den andern allen, und Tiecks Peter Leberecht hört in seiner Kindheit Ahasver neben Siegfried und den Haymonskindern, ohne einen Unterschied zu empfinden.

Beliebt wird, was in kurzer, prägnanter Form die größtmögliche Fülle des Abenteuerlichen bietet. Das Brandanbüchlein, das diese Vorzüge in hervorragender Weise in sich vereint, erlebt in den ersten zwanzig Jahren seines Bestehens 6 Auflagen, bis 1525 treten 7 weitere hinzu[6]: für diese Zeit ein Zeichen ganz ausnahmsweiser Beliebtheit; sehr wahrscheinlich ist es schon ein Einfluß des kleinen deutschen Werkes, wenn Eulenspiegel sich gerade Brandans Haupt aussucht, um damit die Menge zu äffen[7]. In späteren Jahrzehnten treten andere Bücher an seine Stelle: Fortunat wird vornehmlich beliebt[8], neben ihm ragen die Mage-

---

[3] In dem Inventar z. B., das 1568 über Gülfferichs Nachlaß aufgenommen wird, werden 995 Exemplare vom Herzog Ernst, 953 vom Eulenspiegel, 981 vom Pontus verzeichnet: *H. Pallmann*, Sigmund Feyerabend, S. 145.

[4] *E. Martin*, Beiträge zur elsässischen Philologie. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens XIII (1897), S. 219. Unter 77 Büchern im ganzen besitzt dieser Glaser (Lorenz Fritsch) 12 Volksbücher.

[5] *Moscherosch*, Gesichte Philanders von Sittewald I, Venus Narren, 3. Gesicht; *Joh. Heinr. Schill*, Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz (Straßburg 1644), S. 304.

[6] Sanct Brandan, hg. von *C. Schröder*, Erlangen 1871.

[7] Ulenspiegel 1515, hg. von Knust, Hist. 31.

[8] In Michel Harders Meßmemorial von 1569 (hg. von *E. Kelchner* und *R. Wülcker* Frankfurt-Paris 1873) nimmt der Fortunat mit 196 verkauften Exemplaren unter den Romanen die erste Stelle ein, obwohl sein Preis (14½ Schilling) nicht besonders gering ist (der Markolph kostet 3, Appollonius 8, eine Bauernpraktik 6½ Schilling). Sigmund Feyerabend (*Pallmann* S. 156ff.) setzt in der Fastenmesse 1568 von ihm 224, in der Herbstmesse desselben Jahres 168 Stück ab, im ersten Falle ist er das dritthäufigste, im zweiten das zweithäufigste verkaufte Volksbuch. Im Gülfferichschen Nachlaß (*Pallmann* S. 137ff.) steht er unter den Romanen an fünfter Stelle (510 Exemplare); der Leipziger Buchhändler Simon Huter bestellt sich 1568 von ihm 50 Exemplare, nur vom Eulenspiegel und Oktavian fordert er mehr an (*Pallmann* S. 161ff.). Der

lone[9], mehr die Melusine[10] und der Eulenspiegel[11], zeitweilig auch der Ritter Pontus[12], Loher und Maller[13], Oktavian[14] und

Leipziger Sortimenter Andreas Hoffmann hat im Jahre 1600 von ihm drei Exemplare am Lager, nur vom Fierabas hat er mehr (*A. Kirchhoff*, Sortiments-Meßlager in Leipzig. Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels XVII, 1904, S. 53ff.).

[9] Der Absatz der Magelone hält sich in bescheideneren Grenzen: 1568 setzt Feyerabend 142 Exemplare in der Fasten-, 126 in der Herbstmesse ab. Gülfferich hat im selben Jahre 477 Exemplare am Lager (sechste Stelle unter den Romanen), Huter fordert nur 12 Exemplare an: nur von Tristrant und Wigoleis wünscht er weniger. Dagegen verkauft Harder ein Jahr später 176 Exemplare: in seinem Meßmemorial kommt die Magelone gleich nach dem Fortunat. Im Lager Hoffmanns fehlt sie 1600 ganz.

[10] Mit 192 Exemplaren steht die Melusina unter den zur Fastenmesse 1568 von Feyerabend verkauften Romanen an vierter Stelle, wird jedoch bei der Herbstmesse (113 Exemplare) von der Magelona, Pontus und Tristrant überflügelt. In Gülfferichs Bücherlager behauptet sie mit 912 Exemplaren den dritten Platz, steht dagegen in Huters Bestellungen (1568) hinter Eulenspiegel, Oktavian, Fortunat, Hug Schepler und Lucidarius weit zurück (22 Exemplare). Harder setzt (1569) von ihr die drittmeisten Exemplare (158) ab.

[11] Für die Beliebtheit Eulenspiegels zeugen schon seine vielen Auflagen. Feyerabend verkauft ihn auf beiden Messen des Jahres 1568 am häufigsten (481 und 270 Stück); während er bei Gülfferich nur einen bescheidenen Platz (mit 386 Stück an 11. Stelle) einnimmt, fordert Huter im gleichen Jahre von ihm fast doppelt soviel wie vom Oktavian, der in seiner Liste an zweiter Stelle steht (117 gegen 60 Exemplare). Seltsam ist es, daß Harder im Jahre darauf nur 77 Stück absetzt (10. Stelle unter den Romanen), auch in Hoffmanns Lager tritt er zurück.

[12] Unter den wenigen Romanen, die der Leipziger Sortimenter Christoph Ziehenaus 1563 am Lager hat, befindet sich auch der „Ritter Pontus“ (ein Exemplar): *A. Kirchhoff*, Das Sortimentslager von Christoph Ziehenaus in Leipzig. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. XVII (1904), S. 13ff. Feyerabend verkauft in der Fastenmesse 1518 nur 68 Stück, in der Herbstmesse dagegen 132; diese Steigerung ist um so auffälliger, als in der Fastenzeit das Geschäft zurückzugehen pflegte. Auch in Gülfferichs Lager hält sich Pontus mit 403 Exemplaren etwa in der Mitte, Huter fordert ihn überhaupt nicht an. Dagegen setzt Harder ihn nach Fortunat, Magelone und Melusine am häufigsten ab (147 Stück).

[13] „Loher und Maller“ spielt im allgemeinen im Buchhandel eine mittlere Rolle (77 bzw. 64 Exemplare bei Feyerabend 1564, 37 bei Harder 1569, sonst selten erwähnt), dagegen nimmt er in Gülfferichs Lager mit 1249 Exemplaren bei weitem die erste Stelle unter den Romanen ein.

[14] Oktavian wird von Feyerabend sehr häufig verkauft (260 bzw. 140 Stück); in Fasten- und Herbstmesse behauptet er zwischen Eulenspiegel und For-

Fierebras[15] hervor. Faust, der zur Herbstmesse des Jahres 1587 erscheint (die Dedikationsschrift datiert vom September), erlebt im selben Jahre noch 4 Nachdrucke und eine Überarbeitung, die ebenfalls im gleichen Jahre nachgedruckt wird, wird schon 1588 gereimt und ins Niederdeutsche, 1592 ins Niederländische und Flämische übersetzt[16]. Von dem durchschlagenden Erfolg des Buches legt ein Brief Zeugnis ab, den der Braunschweiger Sangmeister Ludolf Lüders am 30. Oktober 1587 — also kurz nach dem Erscheinen — an Wolff Ernst Grafen zu Stolberg schreibt: *schicke E. G. den Platinam, vndt weill die negste Franckfurter messe doctoris Johannis Fausti historia erstlich auss gangen, deren exemplaria dieser buchfurer bey ein 50 mitgebracht, aber ehe ichs bin gewar worden all auffgekaufft, aussgenommen diess eine*[17]. Das Ahasverbuch, 1601 zum ersten Male aufgetaucht, erlebt im Jahre 1602 nicht weniger als neun Auflagen, davon vier bei demselben Verleger (Suchnach in Bautzen)[18]. Diese Ziffern reden eine deutliche Sprache. Vergleicht man vollends, daß ein rühriger Buchhändler wie Sigmund Feyerabend auf der Fastenmesse 1568 von Wickram Rollwagenbüchlein nur ein Exemplar, vom Hugschapler dagegen 158, vom

tunat seinen Platz. Simon Huter wünscht von ihm 60 Exemplare (gegen 117 Eulenspiegel, 50 Fortunat), in Harders Memorial steht er an siebenter Stelle (135 Exemplare, ebensoviel werden von einer weniger beliebten Ausgabe des Albertus Magnus abgesetzt). In Hoffmanns Lager ist er (1600) zweimal vertreten.

15 Fierrabras Historia ist der einzige Roman, der 1564 in David Zepffels Nachlaß gefunden wird (36 Exemplare gegen 754 epistolae obscurorum vivorum, 466 Virgilius teutsch): *Pallmann* S. 152 ff. Ziehenaus besitzt ihn dreimal. Während Feyerabend nur ein mittelmäßiges Geschäft mit ihm macht (81 bzw. 57 Stück), steht er in Gülfferichs Lager an fünfter Stelle (685 Exemplare); Huter fordert ihn nur in 20 Exemplaren an (ebensooft wie den wenig beliebten Barbarossa). Auch Harder hat mit ihm keinen Erfolg; mit 37 Exemplaren steht er bei ihm an fünftletzter Stelle. Dagegen ist er in Hoffmanns Lager mit fünf Exemplaren verhältnismäßig reich vertreten.

16 Das Volksbuch vom Doktor Faust; hg. von *Zarncke* und *Braune* (Neudrucke 7/8, 1878), S. IV ff.

17 *K. Engel*, Zusammenstellung der Faustschriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884. Oldenburg 1885, S. 61. Der Brief ist in der Zeitschrift des Harzvereins VII (1874), S. 362 abgedruckt.

18 *Neubaur*, Bibliographie der Sage vom ewigen Juden. Zentralblatt für Bibliothekswesen X (1893), S. 249 ff.



Eulenspiegel sogar 481 Stück absetzt, oder daß im gleichen Jahr ein Leipziger Händler (Simon Huter) von dem beliebten Narrenschiff des Seb. Brant 15, vom Fortunat dagegen 50, vom Eulenspiegel 117 Stück anfordert, so ermißt man, welche Bedeutung diese Bücher für das Publikum haben. Der Frankfurter Buchhändler Harder verkauft in der Fastenmesse von 1569 das Heldenbuch nur vier-, den Fortunat hundertsechsundneunzigmal: es läßt sich angesichts dieser Tatsachen nicht begreifen, wie es ausgesprochen werden konnte, daß das große Publikum für Eulenspiegel, Schildbürger usw. kein Verständnis gehabt habe[19].

Es ist bezeichnend, daß zwei einheimische, im Gang ihrer Erzählung von fremden Einfluß unberührte Romane zugleich auch die beliebtesten sind: Fortunat und Eulenspiegel. Der Fortunat ist das erste der Bücher, die es wagen, sich den aus fremden Ländern kommenden an die Seite zu stellen; weil er keine Vorgänger hat, war man lange Zeit bemüht, ihm eine Heimat außerhalb Deutschlands zu suchen: Görres wollte ihn den Engländern oder Nordfranzosen[20], andere dem byzantischen Kulturkreise[21] zuschreiben; erst junge Forschung hat gezeigt, daß wir hier ein Werk vor uns haben, das aus Märchen- und Sagenmotiven und viel Erlebnissen des täglichen Hansestadtlebens die Geschichte seines Helden aufbaut: ein Augsburger Bürger, jedenfalls ein Binnenländer, ist sein Verfasser[22]. So wird es zum hohen Liede des Kaufmannsstandes, ein bedeutsames Zeichen dafür, wie hoch der Handelsberuf trotz aller zeitgenössischer Satiren und Sprichwörter, trotz der Polemik der Kirche und der führenden Geister in der Wertschätzung des Jahrhunderts steht[23]; seine Beliebtheit ist mit dadurch bedingt. Die Gestalt des Fortunat wird sehr rasch

[19] *F. Pfaff*, Arnims Trösteinsamkeit, 2. Freiburg 1890, S. X.

[20] *Görres*, Volksbücher, S. 71 ff.

[21] *F. Bobertag*, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland, I. Breslau 1876, S. 83 f.; nach ihm *H. Rauße*, Geschichte des deutschen Romans bis 1800. Kempfen-München 1914, S. 23. Die Auflage von 1480, die Bobertag anführt, besteht nicht.

[22] *H. Günther*, Zur Herkunft des Volksbuches von Fortunatus und seinen Söhnen. Diss. Freiburg 1914.

[23] Das übersieht *M. R. Kaufmann*, Der Kaufmannstand in der deutschen Literatur bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts. Grenzboten XL (1910), IV, 114 ff.



volkstümlich, und sie bleibt es lange Zeit; gelegentliche Erwähnungen geben davon genug Zeugnis[24].

Der Eulenspiegel, dessen älteste und bekannte Ausgabe von 1515 datiert, ist sehr wahrscheinlich viel älter; schon 1491 spielt die Braunschweiger Chronik (II 256, 21) auf einen seiner Streiche an[25], und 1520 finden wir in einem Ausgabenregister des Klosters Ilsenburg zwei Eintragungen, die vom Ankauf eines Büchleins *quod intitulatur Ulenspegel* berichten[26], vielleicht ist hier der niederdeutsche Ureulenspiegel gemeint. Im selben Jahre radiert Lucas van Leyden den Volkshelden; zwei Jahre später fügt Johann Pauli in seine Sammlung „Schimpf und Ernst" elf Eulenspiegelhistorien ein[27]: auch dies ein Beispiel für die Beliebtheit der Schwänke. Luther ist wohl mit ihnen vertraut[28]; in Büchertiteln wird Eulenspiegels Name häufig[29], zu Meisterliedern[30] und Komödien[31] werden seine Historien benutzt, am eifrigsten von Hans Sachs, der manchen Geschichten gar doppelte Gestalt gibt[32]. Für Schalksnarren anderer Länder wird er Vorbild und Quelle, so für den polnischen *Piotr Jatorski* (1591)[33], auch ins Jüdisch-Deutsche wird er im 17. Jahrhundert übertragen[34].

---

24 So in *Schweiggers* Werk *ein Newe reyssbeschraibung auss Teutschland nach Konstantinopel vnd Jerusalem.* Nürnberg 1608, S. 74; s. *A. Birlinger*, Zu den Volksbüchern. Germania XV, 100f.

25 Auf Hist. 73 (Schalksäen): *dar me hen na Aken gheyt, villichte is der schelke dar ok beseyt.*

26 vgl. *E. Schröder*, Faksimiledruck des Ulenspiegels von 1515. Inselverlag 1911, S. 4.

27 Es sind dies die Historien 6 (bei Pauli Nr. 651), 12 (652), 34 (347), 38 (650), 45 (642), 49 (658), 63 (514), 68 (632), 70 (644), 79 (373), 80 (48), 83 (653).

28 vgl. Randglossen zu Jesus Sirach (1533) XIX 5; Auslegung viel schöner Sprüche aus der h. Schrift (1546), Ev. S. Joh. I.

29 vgl. Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alcoran. Wittenberg 1542; Das ander Teyl des buchs Schimpff und Ernst, welches nit weniger Kurtzweiliger denn ... Eulenspiegel etc. 1544 usf.

30 vgl. *Lappenberg*, Dr. Thomas Murners Eulenspiegel S. 282.

31 *Makropedius* fußt z. B. in seiner Komödie „Aluta" auf Eulenspiegel Hist. 36.

32 Die Eulenspiegeldichtungen des H. Sachs hat *R. Köhler* zusammengestellt; Ergänzungen bietet *R. Bechstein*, Germania VII, 304.

33 *A. Brückner*, Archiv für slawische Philologie XI, 468ff.

34 *M. Steinschneider*, Über die Volksliteratur der Juden. Archiv f. Literaturgeschichte II, 19.

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts bekennt Flögel vom Eulenspiegelbuch[35]: „So mag es mir denn wohl auch keine Schande sein, wenn ich gestehe, daß es mein erstes Lesebuch war, aus dem ich das Lesen fast ganz allein erlernet"; auch heute steht das Buch noch in hoher Gunst bei allen Volksschichten.

Die Melusine bringt es im 15. Jahrhundert zu so vielen Auflagen, daß sie in der Reihe der beliebtesten Volksbücher mit an erster Stelle zu nennen ist. Von *Jehan d'Arras* Ende des 14. Jahrhunderts zuerst niedergeschrieben, setzte *Couldrette* die Sage 1401 in Verse; auf ihm fußt Ringoltingens Übersetzung (1456 vollendet, erster Druck 1474)[36]. Luther nennt sie einmal in einer seinen Tischreden als Beispiel für einen *succubus oder teufel*[37], Jacob Ayrer schafft auf der Grundlage des Volksbuchs ein Doppeldrama *Von der schönen Melusina*[38]. Der Faustbearbeiter Widmann erwähnt ihre Historie als allgemein bekannt[39], und unter den Stükken, die Peter Squenz mit seinen Handwerkern agieren will, ist auch sie neben der Magelone und dem Ritter Pontus vertreten[40]. Kornmanns *De linea amoris commentarius* (1629) führt sie als bezeichnendstes Beispiel für die volkstümlichen *historiae amatoriae* auf, durch deren Lektüre der angehende Liebhaber *ad colloquium sese praeparet.* Auch späterin bleiben Stoff und Buch beliebt. 1777 bearbeitet Zachariä die schöne Melusine, und August Wilhelm Schlegel findet in seinen Vorlesungen warme und begeisternde Worte: „Die Hauptmomente der Geschichte sind... groß gedacht und dargestellt, der Eindruck des Ganzen ein tiefes Grau-

35 *Flögel*, Geschichte der Hofnarren. Liegnitz-Leipzig 1789.

36 *M. Nowack,* Die Melusinensage, ihr mythischer Hintergrund, ihre Verwandtschaft mit anderen Sagenkreisen und ihre Stellung in der deutschen Literatur. Phil. Diss. Zürich 1886; *H. Frölicher*, Thüring von Ringoltingens „Melusine", Wilhelm Zielys „Olivier und Artus" und „Valentin und Orsus" und das Berner Cleomadus-Fragment mit ihren französischen Quellen verglichen. Phil. Diss. Zürich 1889. *J. Kohler*, Der Ursprung der Melusinensage (Leipzig 1895) nennt das Volksbuch nicht.

37 Tischreden 299^{2}f.

38 *W. Wodick*, Jacob Ayrers Dramen in ihren Verhältnis zur einheimischen Literatur und zum Schauspiel der englischen Komödianten. Phil. Diss. Breslau 1912, S. 20.

39 *G. R. Widmann*, Fausts Leben. Hg. von A. v. Keller. Bibliothek des lit. Vereins Nr. 146, S. 630.

40 Hg. von *Tittmann*, Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts IV. 1870, S. 175.

sen, wozu auch ganz besonders die unaufgelösten Verzauberungen am Schlusse gehören, worin sich alles wie im nächtlichen unterirdischen Strom verliert."[41] Schwind nimmt die Melusine zum Vorwurf für eines seiner märchenhaften Gemälde, Uhland denkt „bei jedem Bronnen an die Melusina"[42], um 1820 findet man das Volksbuch „in jeder Buchbinderbude, auf Wochen- und Jahrmärkten neben den schönen neuen Liedern".[43]

Die Haymonskinder[44] finden erst verhältnismäßig spät die Form, die ihnen den Weg zu den breiten Massen öffnet. Der Versuch Jheronimus Rodlers, eine Übersetzung des französischen Romans in Deutschland einzuführen, scheitert an dem kostspieligen Aufwand, mit dem Rodler das Werk ausstattet (1535); erst die bescheidenere Ausgabe, die Paul von der Aelst, Buchhändler in Deventer, auf Grund des niederländischen Romans bearbeitet, wird volkstümlich (1604). Das Buch, das in Italien, Frankreich, Spanien, den Niederlanden, auch England weit verbreitet ist, gewinnt nun auch in Deutschland rasch Freunde; am stärksten von allen Werken seiner Gattung trägt es den männlichen Charakter des Kriegsbuches; die starke, herbe Kraft, die es ausströmt, mag ihm viele Leser gewonnen haben. Görres vergleicht es einem Eichbaume und findet Parallelen zur Ilias, die indes dem Verfasser wie dem Übersetzer kaum vorgeschwebt haben werden[45]; dennoch ist der Vergleich lehrreich und gut. So erhalten auch die vielen Wiederholungen in Kampf- und Abenteuerszenen, die dem Werke vor anderen eigentümlich sind, so auch seine weitgespannte Breite ihre Bedeutung als Kennzeichen einer volkstümlich-epischen Stilkunst, die dem Leserkreise durchaus selbstverständlich ist: mögen sie auf uns auch den Eindruck *d'une mortelle etendue*[46] machen, das eigentliche Publikum des Volksbuches

---

[41] *A. W. Schlegels* Vorlesungen über Schöne Literatur und Kunst III (1803/04). Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 19 (1884), S. 146f. Schlegel sah in der Melusine eine nicht recht durchgeführte Naturallegorie.

[42] Werke, hg. von *L. Fränkel* I, 478.

[43] *G. Klemm,* Vor fünfzig Jahren. Kulturgeschichtliche Briefe II (1865), 284.

[44] Das Deutsche Volksbuch von den Heymonskindern. Hg. von *F. Pfaff,* Freiburg 1887.

[45] *Görres,* Volksbücher, S. 99ff.

[46] *Ch. Nisard,* Histoire des Livres Populaires ou de la litterature du colportage², II. Paris 1864, S. 449.

findet in ihnen die vertraute Spannung, die es verlangt. Indessen kann sich die Verbreitung, die die Haymonskinder in Deutschland erfahren, mit seiner Beliebtheit in Frankreich nicht messen[47].

In demselben Jahre, in dem Rodler seine Übersetzung der französischen Haymonskinder ausgehen läßt, erscheint auch Veit Warbecks Magelone[48], von einem Empfehlungsschreiben Spalatins begleitet: vielleicht trägt auch dieser Umstand zu dem Mißlingen des Rodlerschen Planes bei. Uns erscheint dieses Werk als der Gipfel der volkstümlichen Ritterromane, ein lyrisches, zarteres Gegenstück zu den männlichen Haymonskindern, vermeidet es dessen grelle Effekte, nie steht bei ihm die Wundersucht so im Vordergrunde wie bei der Melusine, und die Abenteuer, die freilich nicht fehlen dürfen[49], sind nicht so breit und beherrschend ausgeführt wie im Fortunat. Mehr noch: seine Sprache fließt anmutig und leicht dahin, man spürt den an Luthers Bibel geschulten Meisterübersetzer, und als einziges von allen Werken seiner Art findet es bei der Darstellung der Liebe Peters zur Magelone wahr empfundene, warme Töne, die auch zu unseren Herzen sprechen[50]. So will es fast wunderbar erscheinen, daß auch dieses Buch in der Form, die ihm Warbeck gibt, in breitesten Schichten beliebt wird: schon 1539 dramatisiert ein Leipziger Student den Stoff, Hans Sachs behandelt ihn in drei verschiedenen Werken, Valentin Schumann bearbeitet ihn für seine Schwanksammlungen: daß er auch in diese Aufnahme findet, wie bezeichnend ist der Umstand für seine Beliebtheit, die in Deutschland kaum geringer ist als in Frankreich[51]. Als Tieck 1796 das *seer lustig vnd lieblich büchlein*, wie Spalatin es in seiner Vorrede nennt, erneuert, liegt ihm einer der billigen Jahrmarktsdrucke vor: so ist das zarte,

[47] ebda. S. 448: les Quatre fils Aymon, le plus populaire des romans de Huon.

[48] Die schöne Magelone, aus dem Französischen übersetzt von Veit Warbeck. Hg. von *J. Bolte*, Bibliothek älterer Übersetzungen I.

[49] *F. Bobertag* (Geschichte des Romans I, 74) meint freilich, die Liebesgeschichte sei von Abenteuern frei.

[50] *A. W. Schlegel* (Vorlesungen über Schöne Literatur und Kunst III, 148) sagt über die Magelone: „So ist bey der strengen sittlichen Bedeutung nirgend etwas Herbes oder Hartes, und das Heilige wird dem Gemüt durch süße Zärtlichkeit gleichsam angeschmeichelt."

[51] Der erste frz. Druck datiert von 1490, die erste Redaktion wohl von 1450: *Nisard*, Histoire des livres populaires II 411 ff.

poetische Gebilde die Jahrhunderte über vom Volke gehütet und bewahrt worden.

Es ist für die Stellungnahme des Publikums von bezeichnender Bedeutung, daß das deutsche Alexanderbuch an Beliebtheit verliert, als die Masse der mittelalterlichen Ritterromane auf den Plan tritt. Alexander wird neben jenen doch nicht als ebenbürtiger Held empfunden, und nur die Fülle seiner Erlebnisse und Abenteuer sichert ihm einen bescheidenen Platz in der großen Gattung. Auf Leos *Historia de preliis* fußend, erscheint das *buch der geschicht des grossen Alexanders*[52] 1472 als Fürstenspiegel; Johann Hartlieb hatte es um die Mitte des Jahrhunderts auf Wunsch Albrechts von Bayern und dessen Gemahlin Anna von Braunschweig übertragen. In den ersten einundzwanzig Jahren seines Bestehens in Buchform erlebt es zehn Auflagen: nur wenig andere der frühen Romane können mit ihm wetteifern. Aber dann verringert sich die Nachfrage: bis 1514 erscheinen nur fünf weitere Ausgaben, die dann bis 1670 nur noch um fünf vermehrt werden, dann bricht die Überlieferung gänzlich ab. So erlebt der Stoff in dieser Zeit ein ähnliches Schicksal wie schon dreihundert Jahre zuvor: der Typus des höfischen Recken drängt den antiken Helden zurück.

Der Leser verlangt bei all seiner Vorliebe für Abenteuer und Wundergeschichten doch Menschen, die ihm und seiner Zeit nahestehen: nur dadurch, daß Faust ganz und gar Kind seines Jahrhunderts ist, erringt er so leicht und mühelos seine beispiellose Verbreitung, hinter der nun selbst der Eulenspiegel zurücktreten muß. Ein anderes kommt hinzu: seit den Tagen des Erzzauberers, der als historische Persönlichkeit vielleicht ein Charlatan, sicher ein Genie gewesen ist, knüpft die volkstümliche Überlieferung an ihn an und arbeitet dem Buche vor. Es ist nicht unmöglich, daß schon vor der Spießschen Ausgabe von 1587 ein Faustbuch besteht: um 1530 findet sich in einem Metzer Bücherverzeichnis *ung livre de maistre Foust* aufgeführt[53], aber weitere Verbreitung hat dieses Werk, wenn es je bestanden,

[52] *S. Hirsch*, Das Alexanderbuch Johann Hartliebs. Palästra 82 (Berlin 1909), dazu neuerdings *Poppen* im Münchener Museum, sowie *Drescher* im Euphorion 26.

[53] *L. Ehlen*, Ein Faustbuch von etwa 1530. Euphorion XVI (1909), 1ff.

nicht erfahren[54]; wird doch in der Zimmernschen Chronik der Wunsch geäußert, daß *darvon auch ain besonderer tractat* gemacht werden möge[55]. Als das Buch dann zur Herbstmesse 1587 erscheint, erlebt es so viele und rasche Nachdrucke und Überarbeitungen wie keines vor ihm[56]; schon im Jahr darauf (am 1. VI. 1588) wählt sich ein Nürnberger Meistersinger, Friedrich Beer, eine seiner Historien (Nr. 41) zum Vorwurf für ein Meisterlied[57], und im April des gleichen Jahres sitzt der Tübinger Senat zu Gericht über Verfasser und Verleger der gereimten Überarbeitung des Volksbuches[58]. Die scharfe, herbe Kritik, die Lercheimer zehn Jahre nach dem Ersterscheinen des Faust an ihm und seinem Verfasser übt, den er einen *lecker, er sey wer er wolle,* heißt[59], vermag dem Werke keinen Einhalt mehr zu tun. Früh wie kein anderes Volksbuch erregt es Aufmerksamkeit und Bearbeitung der Gelehrten: bereits 1621 erkennt der Tübinger Theologe Wilhelm Schickard den Stoff als Sage[60]; zweiundsiebzig Jahre später verfaßt Johann Georg Neumann seine *disquisitio historica de Fausto praestigiatore, vulgo von Doctor Faust,* die erste wissenschaftliche Abhandlung über einen Stoff, den seitdem das Interesse der Wissenschaftler nicht mehr verlassen hat. Von dem ungemeinen Eindruck, den das Faustbuch auf das ganze Volk macht, zeugen auch die mannigfaltigen Bearbeitungen, die es erfahren hat: bereits 1599 schwellt Widmann durch gelehrte und gelehrt scheinende Zusätze das Volksbuch zum unhandlichen Wälzer auf und sucht seinen erzieherischen Charakter durch zuweilen recht ungeschickte und unkünstlerische

54 Auch die Anklänge, die der Fortunat an Faust bietet (der doctor in der nigromancia in dem Gespräch zwischen Andolosia und Agrippina, die Ähnlichkeit zwischen Zauberhut und Zaubermantel, zwischen der Fopperei des Papsts durch Faust, des Sultans durch Fortunat), wird man kaum in diesem Sinne auswerten dürfen.

55 vgl. *C. Kiesewetter*, Faust in der Geschichte und Tradition. Leipzig 1893, S. 56.

56 vgl. *K. Engel*, Zusammenstellung der Faustschriften vom 16. Jahrhundert b s Mitte 1884. Oldenburg 1885, S. 59.

57 *J. Bolte*, Ein Meisterlied von Doktor Faust. Euphorion I (1894), S. 787.

58 *W. Creizenach*, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust. Halle 1878, S. 35 ff.

59 *A. Lercheimer*, Christlich Bedencken und Erinnerung von Zauberei, 3, 1597.

60 *H. Düntzer*, Die Sage von Dr. Johann Faust. Scheibles Kloster V (1847), S. 1.

Änderungen[61] zu verstärken; auch die antikatholische Tendenz möchte er mildern, so wenn er (Kap. I 12, 1) Faust den Wunsch äußern läßt, Mephisto möchte statt seiner Mönchskutte lieber Landsknechtkleidung anlegen — freilich bleibt alles beim Alten. Neumann zeigt ein feines Verständnis für die tiefere Wesensart des eigentlichen Volksbuches, wenn er Widmann als *vir obscurissimi nominis* bezeichnet und hinzufügt (Kap. I, § 2): *ita hic forsan nec rudis omnino fuit, sic enim nihil scripsisset, nec eruditus, secus forte molitus esset meliore.*

Fünfundsiebenzig Jahre nach Widmann versucht Pfitzer (1674), seine im erzieherischen Sinne guten Anregungen von dem beschwerenden Ballast der Anmerkungen und Aufschwellungen zu reinigen und so zu retten; er benutzt auch den Nachdruck der ersten Spieß-Ausgabe von 1587[62] und erzielt so eine wirkliche Verbesserung; auf ihm fußt die Fülle der späteren Volksbücher, auf ihm auch Goethes Urfaust[63]. Neben Pfitzer gewinnt auch die Bearbeitung im Sinne der Aufklärung, die dem Faustbuch nicht erspart bleibt, nur nebengeordnete Bedeutung: im Faustbuch des Christlich-Meynenden (1725)[64], das mittelbar auf Neumanns Anregungen zurückgeht, ist die Naivität einer überlegen lächelnden Skepsis gewichen, der Held ist nicht mehr ideal aufgefaßt; so trägt das Buch, das im Grunde nur einen z. T. sogar wörtlichen Auszug aus Pfitzer darstellt, doch einen ganz anderen Grundcharakter als jenes. Aber indem es die langatmigen Disputationen streicht und sich in der Hauptsache auf die Zauberstücke beschränkt, kommt es unbewußt dem Geschmack des Publikums entgegen und sichert sich sein Fortleben.

Dem Faustbuch gegenüber bedeutet das Wagnerbuch nicht nur inhaltlich, sondern auch seinem Erfolge nach einen bedeutenden Rückschritt. Der unerhörte Siegeszug jenes Werkes läßt Autoren und Verleger nicht zur Ruhe kommen; sie möchten denselben Erfolg auch einer eigenen Schöpfung bereiten: da bilden sie das be-

---

[61] *J. Dumcke*, Die deutschen Faustbücher. Phil. Diss. Leipzig 1891, S. 35.
[62] ebda., S. 64ff.
[63] *O. Pniower*, Pfitzers Faustbuch als Quelle Goethes. Z. d. A. 57 (1919), S. 248ff.
[64] Das Faustbuch des Christlich Meynenden (1725). Hg. von *S. Szamatólski*. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts 39 (Straßburg 1891).

wunderte und beliebte Faustbuch bis in kleine Einzelheiten nach, setzen einen Helden, der dem Publikum aus jenem Werke her bekannt ist, in den Mittelpunkt der Handlung und erreichen so eine schwächliche, unselbständige Kompilation, deren Unwert auch der gewiß nicht wählerische Volksbuchleser fühlt und so lieber zum Vorbild, als zur Nachahmung greift. Den Gedanken, ein solches Machwerk zu schreiben, hat bereits Widmann[65]; ausgeführt wird er erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts (1712), vielleicht ist der bekannte Thomasiusgegner Marperger der Herausgeber[66].

Den Erfolg, den Faust hat, kann nur noch ein anderes Volksbuch in jenen Jahren annähernd erreichen: Ahasver. Auch er findet schon den Boden vorbereitet, als er, verhältnismäßig spät, in Buchform erscheint[67]. 1505 heißt es zum ersten Male, daß der ewige Jude gesehen worden sei — in Königinhof (Böhmen) soll er aufgetaucht sein —; 1547 berichtet die erste *newe Zeitung von einem jüden von Jerusalem, Ahasverus genannt, welcher die creutzigung vnsers HErrnn Jesu Christi gesehen, vnd noch am leben ist, aus Dantzig an einem guten freunde geschrieben.* Solche kurze Berichte werden häufig; noch 1601 erscheint in Bautzen eine *kurze beurtheilung und erzehlung von einem juden mit namen Ahasverus.* Ein Jahr später kommt das Volksbuch heraus; die Gemüter sind durch die vielen Prophezeihungen von Weltuntergang und Antichrist geängstigt und nehmen so begierig die angebotene Lektüre an: neun Auflagen erscheinen im gleichen Jahr, sechsundvierzig werden bis 1793 gezählt[68]. Die kurze, plastische Darstellung trägt ihren bedeutenden Anteil an dieser Verbreitung. Bereits 1647 wird eine Dissertation über den Stoff verfaßt: *Relation oder kurtzer bericht von zweyen zeugen des leydens vnsers geliebten heilandes Jesu Christi, deren einer ein heyde, der ander ein jude dasselbe zur zeit da der herr gekreutziget worden, angesehen vnd alle beyde noch heutigen ta-*

---

65 in seinem Faustbuch, Erinnerung II, 5.

66 *O. F. Walzel,* Der Herausgeber des Wagnervolksbuches von 1712. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte VI (1893), 115ff.

67 vgl. *Grässe,* Der Tannhäuser und Ewige Jude², Dresden 1861, S. 80ff.

68 *L. Neubaur,* Bibliographie der Sage vom ewigen Juden. Zentralblatt für Bibliothekswesen X (1893), S. 249ff.

ges im leben seyn sollen (Amsterdam 1647); eine zweite, lateinische folgt 1668[69]; andere (1685 von Joh. Paschius, 1694 usw.) schließen sich an[70]. So gewinnt die im Orient ausgebildete Legendensage in Deutschland Heimatrecht; hier wird sie zum Volksbuch: als äußerstes Glied reiht sie sich an Fortunat, Eulenspiegel, Faust und Schildbürger an.

Diesen beliebtesten Werken steht nun eine ganze Reihe von Büchern gegenüber, denen es nicht gelang, die Gunst des Publikums in so hohem Maße zu erlangen und die darum nur bedingt „Volksbücher" genannt werden können. Es ist bezeichnend, daß es zumeist Prosaauflösungen deutscher Werke sind, die dies Geschick trifft: die Stoffe sind seit Jahrhunderten im Bewußtsein des Volkes, sie haben sich überlebt, nun verlangt es nach neuen Geschichten. So fristet z. B. der Wigoleis ein bescheidenes Dasein[71]; 1472 ziemlich verständnislos in Prosa aufgelöst, erscheint er 1493 bei Schönsperger in Augsburg zum ersten Male, erlebt aber bis 1699 nur zehn Auflagen, auch die Tatsache, daß er 1699 ins Jüdisch-Deutsche übertragen wird, darf nicht über die Tatsache seiner geringen Beliebtheit hinwegtäuschen: Simon Huter fordert 1568 nur zwei Exemplare von ihm an (neben 12 von der Magelone, 25 vom Hug Schapler, 117 vom Eulenspiegel), und auch im Harderschen Meßmemorial vom gleichen Jahr spielt er eine bescheidene Rolle. Auch der Tristrant[72] steht hinter den andern Werken zurück; von 1484-1664 wird er freilich dreizehnmal aufgelegt (also häufiger als der Wigoleis, aber doch viel seltener als andere Volksbücher), aber die Nachfrage nach ihm ist doch gering: zwar verkauft ihn Feyerabend auf den Messen

[69] *S. Miemann* und *M. Dröscher*, Dissertatio theologica de duobus testibus vivis passionis dominicae. Jena 1668.

[70] vgl. *G. Paris*, Juif Errant. Legendes de moyen age. Paris 1903, S. 147ff.; *L. Neubaur*, Zur Geschichte und Bibliographie des Volksbuchs von Ahasverus. Zeitschrift für Bücherfreunde. N. F. V (1913), 211ff.

[71] vgl. *O. Weidenmüller*, Das Volksbuch von Wigoleis vom Rade. Phil. Diss. Göttingen 1910, S. 24; *F. Bobertag*, Geschichte des Romans I, 59f.; *F. Schneider*, Die höfische Epik im frühneuhochdeutschen Prosaroman. Phil. Diss. Greifswald 1915, S. 4.

[72] *F. Lichtenstein*, Zur Kritik des Prosaromans Tristrant und Isalde. Breslau, Habil.-Schrift 1877, S. 4ff.; *W. Golther*, Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit. Leipzig 1907, S. 244.



des Jahres 1568 noch häufiger als die Magelone, aber Huter bestellt ihn im gleichen Jahre nur in drei Exemplaren, und Harder macht ein Jahr später mit ihm nur ein dürftiges Geschäft. Am wenigsten beliebt ist der Herzog Ernst; sein rhetorisch-gelehrtes Gewand, das den Ursprung aus dem Lateinischen nicht verleugnen kann, seine breiten frommen Reden, nicht zuletzt seine kostbare Ausstattung machen ihm eine größere Verbreitung unmöglich. So steht er in Katalogen und Memorialen jener Zeit fast regelmäßig an letzter Stelle[73], oder er fehlt ganz[74]. Erst nach seiner Umarbeitung am Ende des 16. Jahrhunderts gewinnt er an Verbreitung.

Das Barbarossabüchlein[75] teilt sein Schicksal: kurz zwar und von anspruchsloser Form, fehlt ihm das unterhaltende Moment der Spannung und Abenteuerlichkeiten: ein fast wissenschaftlich-trockener Bericht, in dem sich vier verschiedene Sagen ohne tieferen inneren Zusammenhang vereinigen, mehr ist es nicht. 1519 erscheint es zum ersten Male[76] und erlebt bis 1543 sechs Auflagen, die letzte sogar in Folioformat, dann verschwindet es langsam vom Büchermarkt: weder bei Feyerabend noch bei Harder spielt es eine nennenswerte Rolle, und auch die Tatsache, daß Huter es in 20 Exemplaren bestellt, kann das Bild nicht wesentlich ändern. Doch fristet es sein Leben immerhin solange; schmerzlich bedauern wir, daß sich kein geschickter Autor, kein gewandter Verleger findet, der dem heimischen Stoff die Form gibt,

[73] So bei Harder 1569 mit acht Exemplaren (gegen 196 von Fortunatus) und in Gülfferichs Lager 1568 mit 84 Exemplaren (gegen 1257 von Olvier und Artus).

[74] So 1600 im Lager des Leipziger Buchhändlers Andreas Hoffmann; vgl. zum „Herzog Ernst" *K. Sonneborn*, Die Gestaltung der Sage vom Herzog Ernst. Phil. Diss. Göttingen 1914, S. 36ff.

[75] Veröffentlicht von Pfeiffer, ZDA. V (1845), 250ff. Die Ausgaben vgl. bei *Goedeke*, Grundriß I, 343. *Uhland* gab in seinem Kolleg (Schriften I, 1865, S. 499ff.) nur eine Inhaltsangabe des Volksbuches. Eine Erneuerung, vermehrt um andere Barbarossasagen, gibt neuerdings *Erna Barnick* in der „Deutschen Volkheit" (Jena 1925).

[76] Ein warhafftige history von dem Kayser Friderich der erst seines namens, mit einem langen rotten bart, den die Walhen nenten Barbarossa, derselb gewan Jerusalem, vnd durch den babst Alexander den dritten verkuntschafft ward dem Soldanischen künig, der in gefencklich hielt etlich zeyt, und wie der bundtschuh auf ist khomen in Baiern. Landshut, Weyßenburger 1519, 4°.

in der es einzig geschickt ist, die Jahrhunderte zu überdauern. Sein rechter Platz wäre bei Eulenspiegel und Faust.

Wilhelm von Österreich, fast bis ans Ende wortgetreu festhaltend an der weitschweifigen höfischen Vorlage, bringt es zu zwei Drucken[77], Philoconio und Eugenia (1515)[78] und Neithard Fuchs[79] zu ebenso vielen, Florio und Biancheffora, an Bokkaz' Filikopo getreu angelehnt und von einem Unbekannten, vielleicht einem Juristen, nicht eben kenntnisreich übersetzt[80], erlebt eine Auflage mehr: kaum noch verdienen diese Werke den Titel von Volksbüchern. Den beiden letzten mag ihr ausländischer Name vornehmlich geschadet haben, das erste trägt zu stark den frommen, erzieherischen Charakter der Legende. Dem Empfinden des Volkes sind sie alle drei fern geblieben.

So scheidet das Publikum selbst nicht zwischen Volksroman und volkstümlichem Romane; Vertreter beider Gattungen werden hochberühmt und ringen miteinander um die Vorherrschaft beim Leserkreis, und Vertreter beider Gattungen auch bleiben unbeachtet und wenig beliebt. Diese Tatsache legt die Vermutung nahe, daß einige Momente in beiden großen Kreisen vorhanden sein müssen, gemeinsame Eigenschaften, die den Volksbuchcharakter erzeugen; da das Entscheidende beim Volksbuch aber, wie die beiden ersten Abschnitte zeigten, nicht in der Stoffwahl, sondern in der Form liegt, werden diese gemeinsamen Merkmale vornehmlich formaler Natur sein. Andrerseits wachsen die Volksbücher aus ihrer Zeit heraus: so werden sie in Anschauung und Gepräge Kinder der Zeit sein, die sie gebar, und wiederum muß dieses ein Gemeinsames für alle Volksbücher bilden. Indem sich so ein einheitlicher Hintergrund zusammenfügt, werden die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale um so deutlicher und stärker hervorgehoben.

Es ist die Zeit des derben Lebensgenusses; man liebt stark

---

[77] vgl. *Liepe*, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, S. 56; *H. Suchier*, Wolframs Willehalm als Volksbuch. Germania 17, 355ff.

[78] *H. Ullmann*, Das Volksbuch von Phyloconio und Eugenia. Euphorion XIV (1907), S. 689ff.

[79] Die eine Ausgabe erschien vor 1500 o. O. u. J., die andere 1566 bei Fuchs in Frankfurt a. M.

[80] vgl. *H. Herzog*, Die beiden Sagenkreise von Flore und Blanscheflur. Germania 29, 216ff.; *Bobertag*, Geschichte des Romans I, 61.

gewürzte Speisen, und die gesteigerte Trinklust erzeugt den Sport des Vollsaufens; in Nürnberg wird von Amts wegen ein Wagen gehalten, der die Betrunkenen von der Straße aufliest und heimbringt[81], und an die Stelle höfischer Anstaltslehren tritt die Fülle der Tischzuchten[82]; nicht mehr die Dame, sondern die tüchtige Hausfrau wird zum Frauenideal[83]. In Jörg Wickrams Werken läßt sich von Roman zu Roman beobachten, wie die Vorliebe für gutes Essen und Trinken sich steigert[84]; immer wieder verweilt auch das Volksbuch mit behaglicher Breite bei solchen Schilderungen. So werden in der Melusine die Tafelfreuden der Hochzeit eingehend und liebevoll geschildert: da gibt es u. a. köstliche Weine, *mit denen man ohne einige sparsamkeit so vertraulich umginge, als ob es bloses bier wäre, auch die knechte und bediente sogar hatten nichts anders, als solche weine zu trinken, darinnen sie sich vergnüglich abweyden kunten.* In den Haymonskindern wird berichtet, daß die Stadt Muntabant für 600 Bürger und 500 Handwerksleute 50 Wirtshäuser unterhielt; sehr ausführlich beschreibt das Herzog-Ernst-Buch, *wie herzog Ernst in eine stadt kam, und niemand darinnen war, da trugen sie aus des koenigs hof speis in ihr schiff, dass sie ein halb jahr genug hatten;* ein Holzschnitt erläutert die Szene[85]. Faust bewirtet den Grafen von Anhalt mit einer endlos langen Speisefolge: 67 Getränke und Gänge nennt der Bearbeiter, die er mühsam aus Wörterbüchern zusammengelesen hat (Hist. 44). Und wenn der Teufelskünstler Wein hervorzaubert, tut er's nicht unter vier verschiedenen Sorten. Andolosia, Fortunats Sohn, sendet nach Candia um *ain schiff mitt malmasier vnd muscatel, das schanckt er auff die hochtzeit, der ward getrunken, als ob es haldenwein von Kelhaym gewesen wär, wann sein was genug vnd da was gar kain mangel so lang und lenger dann die hochtzeit.* Eine noch größere Rolle als Speise und Trank spielt das Geld im Volksbuch. Ist es doch die Zeit, da Ehen

[81] *F. v. Bezold,* Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890, S. 37ff.
[82] *G. Steinhausen,* Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter[3]. Wissenschaft und Bildung Nr. 88 (1921), S. 123.
[83] ebda.
[84] *G. Fauth,* Jörg Wickrams Romane. Straßburg 1916. Einzelschriften zur els. Geistes- und Kulturgeschichte, II S. 122.
[85] *K. Sonneborn,* Die Gestaltung der Sage vom Herzog Ernst in der altdeutschen Literatur. Phil. Diss. Göttingen 1914, S. 45.

fast nur nach materiellen Gesichtspunkten geschlossen werden[86], da Gelderwerb und Reichtum oberste Ziele weitester Volksmassen sind. So gilt es als besonders ruhm- und ehrenvoll für den Helden, Geld zu besitzen oder auszugeben; rühmend wird von Haymon hervorgehoben, daß er lang gegen die *heyden gestritten, auff seinen eignen beutel;* im Barbarossabüchlein erhalten die Franziskaner nach der Einnahme von Jerusalem tausend Gulden vom Kaiser; ein Vater im Lalebuch kauft seinem Sohne für die Schule *ein par schuh, darumb er achtzehn batzen gegeben.* Faust erhält als Rente vom Teufel fünfundzwanzig Kronen, und *der Graf von Anhalt verehrt ihm etlich hundert thaler* für seine Kunststücke; in seinem Testament gibt der Zauberer alle Vermächtnisse in Geldwert an. Im ungedruckten Buch vom heiligen Karl wird der König gebeten, von Blanscheflurs Ermordung abzustehen, *der im tussint marck goldes het geben, das er sy me het gehan, er hätt es nit gethan.* Im Fortunat findet diese Geldfreude und Geldsucht ihren Gipfel; schon A. W. Schlegel bemerkte diesen Grundzug des Buches: „Das Wunschhütlein ist in der Tat nur ein anderer Ausdruck von der schnellen Macht des Geldes, alle Wünsche zu realisieren, und die Hörner mögen wohl die Meinung der Welt bedeuten, welche in ihrer Wandelbarkeit von denselben Mächten abhängig ist.“[87] Nach der Trauung mit Cassandra rüstet der Held seinen alten Diener aus *vnd gab ym bar tausent ducaten, das er die soldt der gräfin in iren schoss schütten, vnnd ir sagen: ir tochtermann der schancke ir die, das sy fröhlich auff die hochzeit käm.* Zum Sultan spricht er, *wa es ym nit ain mißfallen wäre, woltte er yedem mamelucken zehen dules geben, das sind guldin pfennig, ist ainer als gut als dreü ortt von ainem reinischen guldin.* Für Turniere setzt er, der materiellen Sitte seiner Zeit folgend, Geldpreise von unerhörter Höhe aus (600, 400, 200 Dukaten), auch der Siegfried des späten Volksbuches erhält *ein köstliches kleinod von sehr grossen werth als* Turnierpreis. Krieg ist, so heißt es im Fortunat, zu mißraten, denn er bringt große Kosten.

Daß dieser stark hervortretende materielle Geist kein Ausfluß

---

[86] *G. Steinhausen,* Geschichte der deutschen Kultur, II² (1913), S. 83.

[87] *A. W. Schlegels* Vorlesungen über Schöne Literatur und Kunst, III, S. 151 (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 19).



gesteigerten Wohlstandes, sondern lediglich Begleiterscheinung einer allgemeinen Sucht zu glänzen ist[88], zeigt die Vorliebe der Volksbücher für Kleinode und ihre Beschreibung. Im Brandangedicht heißt es (v. 459ff.):

der insulen grunt der was guldîn.
daz da griez solde sîn,
daz wâren edele steine.
clâr unde reine
wâren die und nicht tunkel,

die Prosaauflösung erzählt dasselbe mit folgenden Worten: *und was der grund eitel gulden und edelgestains, carfunkel saphir jochant schmarag adamast amadist und ander edelgestain:* der Sinn für die Schönheit des Bildes ist verloren gegangen, Prunksucht ist an seine Stelle getreten. Peter mit den silbernen Schlüsseln gibt der Amme Magelones *der drey ringe einen, die jme sein mutter in seinem hinwegziehen mit geben hett, die eins grossen gelts wert geachtet waren;* im Alexanderbuch werden die glänzenden Kleinode ausführlich beschrieben. Herzog Ernst läßt *in Rom seine wunderliche leute alle tag auf der gassen herumführen, damit sie jedermann mit allem fleiss möchte besehen,* und obwohl er in Nürnberg nicht erkannt sein möchte, umgibt er sich doch mit seinen Wunderleuten. Gern werden auch Kleider und Aufzüge beschrieben: so findet in der Melusine das Trauerhabit seine liebevolle Schilderung, so erzählt das Buch von den Haymonskindern breit den Pomp der Krönung. Im Lalebuch selbst wird gern von *gold, silber, edelgesteyn, vnnd andern köstlichen sachen und kleynotten* geschwärmt.

Mit diesem materiellen Geist steht anscheinend eine unersättliche Wundersucht in Widerspruch; aber bei genauerem Zusehen zeigt es sich, daß auch sie nur dem unersättlich frohen Sinn der Zeit entspringt, der ins Übersinnliche greift, wo das Sinnliche ihm nicht mehr Genüge tut. Daß Menschen mehr können, als menschlicher Kraft gegeben ist, daß ihnen Mittel und Wege offen stehen, alle Schätze Himmels und der Erden zu erreichen: wie bezeichnend ist es, daß dieser Zauberglaube gerade in dieser Zeit seine eigentliche Ausbildung erfährt! So wächst bei Katho-

[88] *G. Steinhausen*, Geschichte des deutschen Briefes, II. Berlin 1891, S. 3.

liken wie Protestanten eine Wunder- und Schauerliteratur empor, und der Hexenwahn treibt seine wunderlichen Blüten[89].

Im Herpin (1514) begegnet zum ersten Male in deutscher Literatur Geisterspuk: der Geist des Ritters, den Herpin befreite, begleitet ständig dessen Sohn. Die andern Werke begnügen sich mit bloßen Wundern: als die Räte König Johanns beschließen, das Haymonskind Rengnold zu verraten, färbt sich die weiße Stube schwarz, bei der Krönung Ludwigs im selben Buche (Ausgabe von 1604) bringen Tauben Öl und Kerzen. Kämpfe mit Riesen, Zwergen, Drachen, wilden Männern und Weibern werden beliebt, vornehmlich ist der Wigoleis ihrer voll, und das Wunderbare, Außergewöhnliche wird gern vom Verfasser hervorgehoben: *da werdet ihr nun wunder hören, wie er sich dazu angelassen hat,* heißt es im Siegfried des öftern. Reisen geben oft den erwünschten Anlaß, Wunderdinge zu berichten; Fortunat reist durch Persien, Indien, das Pfefferland Lumbeck, zum Sinai, nach Palästina und Nordafrika, und sein Sohn Andolosia unternimmt gleich ihm weite Fahrten; Fortunats Wunschhütlein, Fausts Zaubermantel werden so zum Symbol der Zeit. Den Gipfel bildet hier der Faust (wie der Fortunat den Gipfel der materiellgerichteten Erzählung darstellte); in seinen drei Teilen umfaßt er alles, worum die Gedanken der wundersüchtigten Menge kreisen: Fragen des Himmels und der Hölle, Reisen weit über die Erde und — diesem Teile verdankt er vorzüglich seine Beliebtheit — die bunten Zauberanekdoten, in denen er dartut, was *der* Mensch vollbringen kann, dem die Geisterwelt vertraut ist.

Diesen Gemeinsamkeiten innerlicher Formgebung steht eine weit größere und wichtigere Reihe von äußeren Übereinstimmungen gegenüber, die in ihrer Gesamtheit den Volksbüchern die charakteristische Note verleihen. Das Moment der Kürze steht bei ihnen allem obenan; wir sahen, wieviel beim Erfolge des einzelnen Werkes davon abhängt, ob es handlich und nicht ermüdend ist, wie viele Werke, denen diese Vorzüge abgingen, nicht den Weg ins Volk finden oder sich nicht lange in seiner Gunst halten. Die älteren Werke sind hier noch nicht auf der Höhe; im Herpin z. B. kürzt die Übersetzerin erst am Ende größere Partien, als sie den Wunsch hat, ihre Arbeit ab-

[89] *G. Steinhausen*, Geschichte der deutschen Kultur, II[2]. S. 198, 237.

zuschließen[90], erst spätere Geschäftstüchtigkeit der Verleger greift hier energischer ein[91].

Das Bestreben, kurz zu sein, tut sich in mancherlei Wendungen kund: *was soll ich nun mer sagen!* heißt es im Siegfried oder in der Melusine: *allein wir lassen solches alles um kürze willen beyseit,* und an anderer Stelle: *was für eine innerliche freud-erregniss nun in diesen vätter- und mütterlichen beyden herzen zweiffels frey entstanden sey, scheinet besser zu gedenken, weder es mit der feder kan oder mag beschrieben werden.* Das Stilmittel der Aposiopese ist auch im Alexanderbuch häufig, *das ist unsäglich,* heißt es hier, und der Verfasser des Siegfriedsbuches versichert: *wir seyn geflissen, diese historie auf das allerkürtzeste zu beschreiben;* ständig entschuldigt er sich, daß er genauere Schilderungen *der kürtze wegen* unterläßt. Der Bearbeiter des Lalebuches findet manches *vnnötig (als ich erachte) mit lengeren worten ausszuführen* oder tut Erwähnung *von sehr hohen und wichtigen sachen, welche hie zu erzellen viel zulang, darumb ich sie dann für vber gehn vnd nur etliche eynführen wil.* Einige weitere Beispiele mögen angereiht sein: im Herzog Ernst: *davone ich von kürze und ettlicher unglauben hie nicht schreiben will; doch von kürz wegen hie nicht gesetzt noch beschriben ist; doch wolln wir das verlengrung wegen — underwegen lassen;* im Fortunat: *wie es yn ergieng, da wär lang von zuschreyben; was wunder, abentür vnd sitten in den landen ist, wär ain sonder vnd gross buch von zuschreiben. Wellicher aber das geren wissen welle, der less das buch Johannem de Montevilla vnnd andere mer bücher deren, die solch land durchtzogen sind*[92]*: wär lang zuschreyben, was er an yedes künigs hoff volbracht mit stechen, mit aller hoflichhayt vnnd yn sonderhait mitt grosser kostlichait, so er verbrachtte mitt hoff halttenn;* in der Magelone: *jedoch auff das kurtzesth dauon zu reden; vnd das jchs kurtzs mache, alle ritter, die noch vor-*

---

[90] *Liepe,* Elisabeth, S. 117ff.

[91] *Liepe* ebda., S. 80 sieht die Kürzungen als Ausfluß der Druckerfaulheit und verlegerischen Geschäftstüchtigkeit; der Wunsch des Leserkreises ist aber doch wohl der maßgebendste Faktor.

[92] Ähnliche Verweise auf andere Bücher finden sich im Siegfriedbuch des öfteren.



handen waren, stieße der ritter mit den schlüsseln herab — fast jede Seite bringt solche Belege.

Interessant ist es, bei Werken, die auf einer Vorlage fußen, zu beobachten, in welchem Sinne sie kürzen. Das Buch von Phyloconio und Eugenia streicht gelehrte Anspielungen, blumenreiche Wendungen, Erörterungen, die für den italienischen Leser bestimmt sind[93]; im Herzog Ernst wird das philosophische Gebet der Vorlage zum großen Teil fortgelassen; der Wigoleis unterdrückt 131 oft seitenlange Stellen des Gedichtes, meist Reden oder ritterliche Schilderungen[94]. Der Tristrantbearbeiter übergeht das Begräbnis der Mutter, das Eilhard in sechzehn Versen (v. 103—119) schildert; die Rüstung Tristants durch Marke, deren Beschreibung bei Eilhard einunddreißig Verse füllt (v. 743 bis 774), wird hier nur kurz abgetan: *als nun der gesetzt tag kam, hiess Künig Marche für in bringen daz aller besst harnasch, so er het, wapnet seynen öhem selbst darein mit fleiss, und gab im ein schwert, wahin daz mit krafft ward geschlagen, mocht kein stahel vor im besten.* Die erbauliche Rede Markes bei Tristrants Abschied (Eilhard v. 781—789) ist wieder gestrichen. Bezeichnend sind die Kürzungen des Brandan: die Einleitung fällt ganz fort, Gebete werden stark beschnitten; die Worte *Sand Brandon bat unsern herren, das er in wolt in seiner huet haben, so wolt er gern sein gebot volbringen* müssen sieben Verse ersetzen (v. 78—84); das Gebet nach dem Tischabenteuer, das siebenundzwanzig Verse (v. 200—226) füllt, wird mit einem Sätzchen abgetan: *da baten sie unsern herren, das er in etwenn zw land hülf;* die Messe, die am Ende der Welt gelesen wird, erwähnt das Prosabüchlein nur kurz: *do empfiengen sy in mit grosser wirdigkeit und sungen ein herlich mess mit grosser andacht und empfiengen all das heilig sacrament,* während das Gedicht die Szene breit ausmalt (v. 1586—1611). Erbauliche Ge-

[93] *Ullmann,* Das Volksbuch von Phyloconia und Eugenia. Euphorion XIV (1907), 689 ff.

[94] Die Fälle, in denen das Volksbuch stofflich breiter ist als die Vorlage, sind selten: so malt das Alexanderbuch die Andeutungen hie und da aus. Die Disputationen Fausts mit Mephisto gehören zum Stoff, und die langen Erörterungen des Lalebuches, *daß weder die männer ohne die weyber, noch hergegen die weyber ohne die männer, können haushalten,* bringt eine nur zu beliebte pikante Nuance in die Erzählung.



schichten werden kurzer Hand fortgelassen: so die Lebensgeschichte des Klausners auf dem Stein (v. 383—408), und des Johannes (v. 1647—1682); pointelose Berichte, die kein größeres Erlebnis erhalten, fehlen (v. 427—454, 807—849); als es zum Schluß geht, werden die letzten Wunder übergangen. Der breit ausladenden, bildhaften Vorlage gegenüber bewahrt die Prosa ihren wirklichkeitsfrohen, derben Sinn; den Versen (v. 44ff.)

er enwolde noch enmochte
des iht geloubic wesen,
wie er ez hette gelesen,
er ensehez mit den ougen sîn.
daz tet im got darnach wol schîn.
vor zorne brante er daz bûch
und tet dem tichter einen vlûch

entspricht ein kurzer Satz: *Des wolt er nit gelauben, und nam das puch und verprant es.*

Dieser Betrachtung scheint eine oft zu beobachtende Redesucht entgegenzustehen[95]. In Wirklichkeit handelte es sich jedoch bei den vielen und langen Reden, die in den Volksbüchern gehalten werden, um etwas ganz anders, als die Reden der Epen oder lateinischen und französischen Vorlagen bezwecken: während sie dort zur breiteren Ausmalung der Handlung dienen, sollen sie hier dem Leser zeigen, wie man in eleganter und gebildeter Weise seine Gedanken zu Sätzen formt, wie man sich zierlich und höfisch unterhält, wie man reden muß, wenn man dem Heldenideal gleichkommen will. Das ist der Hauptgrund, weshalb die Romane als „nützlich für die Jugend" empfunden werden; Spalatin weist in seiner Vorrede zur Magelone besonders auf diesen Punkt hin und empfiehlt das Werk darum den Mädchen und Frauen; aus dem Amadis gar wird eine Sammlung der hübschesten Reden, gleichsam als Nachschlagewerk für den praktischen Gebrauch, zusammengestellt. Es ist nie der Inhalt der Reden, der wichtig ist, sondern die Form; ständig wird diese verändert, verbessert, dem Zeitgeschmack angepaßt. In einer der ersten Ausgaben der Melusine (1491) klagt Reymund: *ach Me-*

[95] s. vorherg. Note.

lusina soll ich dich ferlieren, so wil ich doch durch dy wyste faren vnd mich gantz von der welte zihen vnd ein einsidel werden, noch mich der welt gar nit mer onderzihen; im späten Druck des 18. Jahrhunderts heißt es statt dessen: *Melusina, mein engel, mein einziges ergötzen und muthkühlung auf dieser erden! du wolthäterin vnd erheberin meines glücks! mit dir, wann ich dich verliere, so verlieret sich auch meine freude, soll ich aber ohne dich also einsam leben, so will ich lieber seyn gar der einöde ergeben, dann der einsiedler stand soll heissen meine freud, bis auch mein leben sich schliesst in der einsamkeit.* So erhalten die langen Reden Sinn und Bedeutung, die sich durch alle Volksbücher hindurchziehen; ein Muster feiner Redekunst ist die Ansprache, die der Bote des Haymonskindes Reinold vor Kaiser Karl hält: *jetzt will ich meine Botschaft anfangen, gnedigster herr gott geb erstlich E. M. ein langes leben usw.* Ehe sich Herzog Ernst zu seiner Kreuzfahrt angeschickt, hält er eine Rede: *mit kurzer vorrede sprach er,* behauptet der Erzähler, aber die Länge des Sermons straft ihn Lügen. Als Peter von Arragonien seine Eltern um Urlaub bittet, tut er dies in zierlichen Sätzen, seine beiden Eltern antworten ihm im selben Stile; der nach dem gestohlenen Wunschhütchen vom Sultan ausgesandte Marcholando entledigt sich seines Auftrages vor Fortunat in ausführlicher Ansprache; Melusine hält in der Brautnacht eine lange Rede, und Faust und Mephisto haben miteinander viele endlose, im Sinne der Zeit schön gedrechselte Disputationen; selbst der todkranke König von Zypern ermannt sich noch (in der Melusine) zu einer ausgedehnten Ansprache. Im Lalebuch bieten die Ratsverhandlungen und der Empfang des Königs schöne Gelegenheit zur Entfaltung der Redegabe. Besonders beliebt sind Klage-, Abschieds- und Gebetssermone; Raimunds und Melusinens Wehrufe, die Trauerrede Fortunats über den Tod seiner Cassandra, die Klagen Peters, als die Ringe seiner Magelone vom Vogel geraubt und ins Meer geworfen sind und die der Magelone, als sie den Peter nicht findet, Fausts Weherufe vor seinem Ende, ferner Melusinens lange Abschiedsrede, Fortunats Scheideworte an seine Söhne, schließlich das Gebet der Magelone in Rom, die häufigen Gebete Herzog Ernsts mögen als Beispiele dienen.

Mit dieser Freude am Reden hängt die große Vorliebe für die

direkte Rede zusammen, die wir in allen Volksbüchern antreffen. Roethe spricht einmal von der „dramatischen Neigung der Reformationszeit“[96]; ihr begegnen wir auf Schritt und Tritt. Das wird besonders deutlich in den häufigen Fällen, in denen ein indirekt begonnener Satz in direkter Form weitergeführt wird (oder umgekehrt); so heißt es in den Haymonskindern: *die frow sagt, sy wusste nut von im, min her* oder: *daz der gros kopff für Anses gstelt würde, den ich zu Reins gwann* oder: *so will er jhren alle jhre missthat — verzeihen, vnd da er sich dessen verweigert, so wirt es jhme vbel ergehen werden, dann so will ich mit meiner macht kommen vnnd verhergen das landt.* Schon bei Ulrich v. d. Türlin finden sich ähnliche Übergänge von indirekter zu direkter Rede und ebenso in der Legendendichtung[97], aber zum charakteristischen Stilmittel werden sie erst in der Romanliteratur. So zeigen sie sich häufig im Wigoleis, der sonst keine besondere Vorliebe für die direkte Rede hat[98]; vornehmlich ist es der Eulenspiegel, der eine Fülle von Beispielen bietet: *sie sprach: herr wann ir den leckerschen schalck woelt lenger behalten für ein knecht, so wolt sie von im lauffen* (Hist. 9); *dz ym befolhen wer — bei seinem leben kein opffer nemen solte von keiner frauwen, die ein eebrecherin wer, vnd welch solche frauwen seind, die sollen stil ston, dann so sie mir etwas opffern werden, so sie schuldig seind in dem eebruch ich nim das nit* (Hist. 31); *sprach, wa har zu dem teuffel, dz sie so lang gewesen weren, vnd kamen so spat in die herberg* (Hist. 78); *gedacht Vlenspiegel wz im da zu thun wer, dahin kemen frembd heren, die lassen mich vnbegabt nit* (Hist. 63) *dz dester bass mercken möcht warauff er genaturt wer, wan ich wolt euch gern etwz geben ee das ir schlaffen giengen* (Hist. 15) usw. So oft wie hier wechseln direkte und indirekte Rede in keinem andern Buche, obwohl der Beispiele auch dort viele sind; so gibt der Tristrant die direkte Rede seiner Vorlage von 1505—1518 anfangs indirekt wieder, um dann fortzufahren: *und ist kein zweifel, wir*

---

96 *G. Roethe*, D. Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur. Berlin 1918, S. 24.

97 *E. Tiedemann*, Passional und Legenda aurea. Palästra 87 (1909), S. 95ff.

98 *O. Weidenmüller*, Das Volksbuch von Wigoleiß vom Rade. Phil. Diss. Göttingen 1910, S. 27f.



miessen all hie sterben, so heißt es z. B. im heiligen Karl: *der wirt sprach das ist unmugklich, daz das beschechen kön.* Und zuweilen zeigt sich auch in der indirekten Rede, daß dem Verfasser beim Niederschreiben das gesprochene Wort im Ohre klang, etwa im Fortunat: *graff Nimian dancket seinen küngklichen gnaden* (die Erzählung verlangte eigentlich: *dem künig) vnd sprach, was sein künigkliche genad schaffte, woelt er thun.* Wenn in den Haymonskindern oder im Alexander ganze Seiten dialogisiert sind, wenn im Fortunat immer wieder die direkte Rede, oft durch Ausrufe oder kurze Bemerkungen, die Erzählung durchbricht und anschaulich macht, wenn Eulenspiegels Gedanken zumeist in direkter Rede wiedergegeben werden: *also zoch Vlenspiegel mit dem vffgenomnen gelt hinweg vnd gedacht, sol tu die esel zu Erdtfurt all weiss machen, das würd vil leibs bruchen* (Hist. 29), so erkennen wir in dieser Stiltechnik ein Mittel zur Verlebendigung der Erzählung, das auch der französische Übersetzer des Amadis wohl kennt und anwendet[99], und dem Wickram in seinen ersten Romanen durchaus huldigt, er sicher unter dem Einfluß der Volksbücher stehend[100].

Daß im Gegenteil auch Reden der Vorlage im Volksbuch durch Erzählung wiedergegeben werden, tritt neben dieser Fülle der Beobachtungen zurück, wenn auch z. B. in der Melusine[101] und im Tristrant[102] solche Fälle nicht zu den Seltenheiten gehören. Es geschieht dies nicht aus der Unlust zur direkten Rede — das beweisen die auch in diesen Büchern häufigen Ansprachen und Sermone —, sondern aus Kürzungsbestrebungen und seltener aus Gründen der inneren Einheitlichkeit. Jedenfalls stehen diese Fälle nicht zu den Ergebnissen unserer Beobachtung im Gegensatz.

Die Freude am gesprochenen Wort, die sich in häufiger Anwendung der direkten Rede auslöst, kommt der Gesamtdar-

[99] *W. Küchler*, Empfindsamkeit und Erzählungskunst in Amadisroman. Zeitschrift für französische Sprache und Literatur. XXXV (1909), S. 179.

[100] *G. Fauth*, Jörg Wickrams Romane, S. 75.

[101] Die betreffenden Stellen führt M. Nowack in ihrer oben angeführten Dissertation auf.

[102] Z. B. Eilhard v. 190—199: Riwalins Ermahnungen an Tristan beim Abschied; v. 226f.: Riwalins Worte an Tristan; v. 293—297: Tristan spricht zu Marke usw.

stellung zugute, indem sie sie anschaulich und lebendig macht; bewußt indessen, wie der französische Übersetzer des Amadis, haben die deutschen Volksbuchbearbeiter dies Stilmittel kaum angewandt. Sie erzählen den Stoff auf dem Papier, wie sie ihn etwa abends im Freundeskreise vortragen würden; ihre Erzählungstechnik ist die des stilistisch ungebildeten und unverbildeten Menschen. Das zeigt sich besonders an ihrer starken Subjektivität, die sie ihrem Stoff gegenüber einnehmen, wenn sie mitten aus der Erzählung heraus den Leser oder Hörer anreden, wenn sie eigene Bemerkungen an die Schilderung anknüpfen oder gar höchst persönlich ihre Freude oder ihre Unlust über Taten und Geschicke ihrer Helden äußern. Wir wissen, daß ein solcher Verkehr zwischen Verfasser und Publikum überall da stattfindet, wo die Ausübung der Kunst noch nicht durch Kunsttheorien gebunden und eingeengt ist[103]; wir begegnen ihm von Homer ab, der etwa seinen Odysseus am Phäakenhofe seine Abenteuer selbst erzählen läßt, bis tief ins 19. Jahrhundert hinein; jedes Märchen bringt uns Beispiele. Der lehrhafte Geist, der alle Volksbuchbearbeiter beseelt, unterstreicht diese Neigung noch beträchtlich; so entsteht beim Leser durchaus das Gefühl, als ob er die Geschichte höre, auch dies wieder ein Beleg für die „dramatische Neigung“ der Zeit.

Daß der Verfasser seine Teilnahme am Ergehen des Helden bekundet, ist häufig, besonders auffällig vielleicht im Alexander. Als Isolde mit den weißen Händen Tristrant die Lügenbotschaft vom schwarzen Segel überbringt, ruft der Bearbeiter aus: *ach waffen! des grossen mordes, den die fraw do unwissenlich mit unwarheit begieng, das ir doch hynach yemerlich leid ward;* im Siegfriedbuch heißt es: *ich glaube gäntzlich, solte das fünffte jahr auch hingeschlichen seyn, es würde mit der jungfrau nicht zum besten abgelaufen seyn,* in den Haymonskindern; *ich kan mich nit gnuog verwundern, das er so lang uss ist, von siner botschafft* oder: *ach gott, hettend sy gewusst, wie die sach stuond, sy hettentz nut.* Der Verfasser des Fortunats hat Mitleid mit seinem Helden: *o Andolosia, wie was das so ain ongeleicher wechssel!* und der des Lalebuches freut sich über die Tafellust seiner Schildbürger: *were ich darbey gewesen, ich hette gewisslich*

[103] *E. Ermatinger*, Das dichterische Kunstwerk. Leipzig-Berlin 1921, S. 337ff.

auch mit geessen: vnd du gauch gewisslich auch, hettest ehe zu beyden backen eyngeschoben, damit du deiner rechnung zukämest vnd dein gut geld nicht vergebens aussgebest. Solch persönliches Hervortreten zeigt sich zuweilen in Wendungen, die auf spätere Ereignisse der Handlung hinweisen, etwa im Fortunat, wo es von den Wunschseckel heißt: *wann so bald es ain mensch jnnen wurd, so kämen sy darumb, das auch laider beschehen ist.* Oder dem Bearbeiter entfährt einmal ein ungeduldiges Wort, wie z. B. im Herzog Ernst: *da huob die fraw an, ich enwaiss von was haimlicher offenbarung, als ob sie künftige ding weste*[104].

Die Gewohnheit, den Leser mitten in der Erzählung anzureden, wird in dieser Zeit durch die Lehr- und Erziehungsfreudigkeit gesteigert; Ausrufe wie: *nun mügen ir hören, wie es Anndolosia gangen ist* (Fortunat) oder: *nun wyll ich uch sagen wie das schloss gesetzt was* (Haymonskinder), geben der Schilderung einen würdigen lehrhaften Ton, sie erhöht aber auch die Spannung auf das nun Kommende. Wenn es in den Haymonskindern heißt: *hörend das gros glück, wie gott Rengnolden und sine bruoderen behuot* oder: *nun gsächend, waz übels Rengnolden und Magis begegnet* oder: *ich will uch von dem ertzbischoff Turpin sagen, der beliben was das lager bewaren,* so wird die Aufmerksamkeit des Lesers auf das Folgende gespannt und diesem erhöhte Bedeutung verliehen. Seltener ist die Frage an den Leser zur Erreichung des gleichen Zieles: *wie meint jr dz es gangen sye?* (Lalebuch); sie unterbricht die Erzählung stärker als die bloße Ermahnung und mag darum weniger beliebt gewesen sein.

In Wendungen wie: *nu hörend* oder *wussend das* tritt das lehrhafte Element stärker in den Vordergrund, das nun in einigen weiteren Fällen sich deutlich zeigt: der Verfasser knüpft an die Darstellung der Begebenheiten persönliche Bemerkungen und Betrachtungen an, die den Sinn der Handlung erklären und den Leser erbauen sollen. So heißt es etwa im Orendel[105]: *nun möcht man fragen, wie dise ding alle allso möchten geschehen sein. — hierrauff zu antworten;* dann folgt die Betrachtung. Oder ein Beispiel aus dem Lalebuch[106]: nachdem der Rathausbau erzählt

[104] Ähnlich in der Magelone: ich weyß die helfften nicht zu erzelen der freuden, so sie hetten. [105] vgl. *A. E. Berger*, Orendel. Bonn 1888, S. XXVII.
[106] vgl. *E. Jeep*, Hans Friedrich von Schönberg. Wolfenbüttel 1890, S. 52.

ist, fährt der Verfasser fort: *welches dann noch nit so gar ongereijmt gewesen. oh wie hab ich so vbel geförchtet, man nemme mich auch dareyn, vnd gebe mir ein narrn ampt.* Im Fortunat werden die Gründe erörtert, *warumb nit mer leüt auss teütschen landen auch dahin ziehen vmb die kostlichait der herren, auch der edlen frücht wilen, auch des grossen reichtumb, so in den landen ist oder warumb die auss India vnnd auss andern landen nicht herauss kämen in vnsere lannd?* In höchst subjektiver Weise sucht der Tristrantbearbeiter seinen Helden zu entschuldigen: *hauwet aber Tristran über die schnure es ist ym ye nach meinem versteen nit zu argem auff zenemen noch nit darumb zestraffen, dann wo mir so vil gewaltes würd gegeben über das, das ich lieb het, ich kört auch ye allen meinen fleiss für, dar mit ich mich des möchte gebrauchen nach allen leiblichen begirden, und auch nicht vnder wegen lassen, dann was ich nit tun möchte.*

Zu dem subjektiven Gut, das Verfasser und Bearbeiter in die Volksbücher hineingetragen haben, gehören auch die häufigen Übertreibungen, die Steigerung ins Maßlose, die beim Leser das Gefühl für Schlichtheit und stilles Heldentum ertöten und eine immer stärker werdende Abstumpfung Ungeheuerlichkeiten gegenüber erzeugen; um zu wirken, müssen immer neue Unglaublichkeiten erfunden, immer höhere Zahlen angegeben werden. In Eilhards Epos[107] verlangt Moralt je das dritte Kind unter 15 Jahren als Tribut, im Volksbuch *alle menschen die da bei fünfzehen jahren alt waren;* dort verproviantiert Riol die Hauptstadt von Karahes für *mê danne sechs wochen,* hier für *mer denn VI monat;* aus *zwelf wochen, acht mann, drihundert helmen* werden ein *gantzes jar, hundert gewapenter man, dreu tausent;* natürlich müssen sich die Heldentaten proportional steigern. In den Haymonskindern ist die Rede von einem Brunnen *für zechen tussend mentschen,* und Malegys *schein vber zwey hundert jahr alt zu sein.* Als Eulenspiegel dem Geizhalse den Hühnerstreich spielt (Hist. 8), heißt es: *vnd stünden also mer dann zweihundert huner ye ains gegen dem andern zewürgen, vnd zugen das luder.* Die willkürlich gewählte Zahl ersetzt den Begriff „un-

[107] vgl. *F. Lichtenstein,* Zur Kritik des Prosaromans Tristrant und Isalde, S. 33.



glaublich viel"; sie kann nicht hoch genug gegriffen werden, um den Helden in das rechte Licht zu setzen.

Mit diesem individuellen Erzählerton steht die Formelhaftigkeit, die sich, wie über die ganze Literatur, so auch über die Volksbücher im Zeitalter ihres Entstehens ausbreitet, scheinbar in Mißklang. Aber auch nur scheinbar: wo der Verfasser seine eigene Persönlichkeit in die Geschichte einschiebt, ist es der Stoff oder der Zweck, den er mit der Darstellung des Stoffes verknüpft, der ihn dazu veranlaßt; der Stil ist gleichgültig, über ihn wird nicht viel nachgedacht, so bedient man sich hier überlieferter und allgemein geübter Regeln und Methoden, die bald starr und unbeweglich werden. Sahen wir doch auch, wie ursprünglich subjektiv gedachte Wendungen: *nu höret, wisset* u. a. formelhafte Stilbestandteile werden. Es ist die Zeit der Herrschaft der Regel: die Namengebung wird immer dürftiger, immer dieselben Vornamen werden gewählt, und der geometrische Renaissancegarten wird Formideal[108]. „Was erst eine Befreiung aus Tumbheit und Stummheit war, wurde im Verlauf eines Jahrhunderts hurtiger Betrieb... Die schöne Rede, ursprünglich Ausdruck des schönheitswilligen und -gläubigen Eigengeistes, erstarrte zur leeren Zier."[109]

Das Formelhafte, Typische tritt bereits bei Konrad von Würzburg vor den inneren Gehalt[110]: durch die ausdrucksehnsüchtige Mystik wird die Freude an der Häufung von gleichbedeutenden Wörtern noch gesteigert. Noch ist diese Häufung oft beabsichtigt; Heinrich von Nördlingen schreibt einmal in einem Briefe: *eia! mein und aller liebstz, übersich mir disü wort, wan si erfrowen mein hertz, do ich sie schraib*[111]. Aber bald werden sie Stilmittel, ohne das man nicht mehr auszukommen glaubt; selbst Luther kann sich nicht von dem formalen Zwange frei machen[112]. Wie bezeichnend ist es, daß das Wörtlein „subtil" Lieblingswort dieser Zeit wird[113].

108 *G. Steinhausen*, Geschichte der deutschen Kultur, II² (1913), S. 80, S. 7.
109 *F. Gundolf*, Martin Opitz. München-Leipzig 1923, S. 1.
110 *F. Karg*, Die Wandlungen des höfischen Epos in Deutschland vom 13. zum 14. Jahrhundert. Germanisch-Romanische Monatsschrift XI (1923), S. 323.
111 *G. Steinhausen*, Geschichte des deutschen Briefes. Berlin 1889. I 17.
112 *G. Roethe*, D. Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur. Berlin 1918, S. 22.
113 *W. Uhl*, Unser Kalender. S. 64.

So sind es die Synonyma[114], die auch den Volksbüchern ihr bezeichnendes äußeres Gewand verleihen; kaum eine Zeile gibt es, die ohne Synonymen ist. Zumeist werden zwei gleiche Begriffe nebeneinander gestellt, so im Tristrant: *gebrüfen noch gemercken, helffen vnd vertigen, geoffenbart u. erkennt, acht u. sorgfältigkeit, tugent u. frümkeit, gelobt vnd gebreist;* wo Eilhard (v. 2142) *gehönet* hat, setzt das Volksbuch *ungehönt und ungeschumpffiret;* statt des einfachen *owê* der Vorlage (v. 2398) heißt es hier *ach und owee.* Oder in der Melusine: *vernünftig u. weise, geehret u. werth gehalten, lieb u. freundschaft, umschliessen oder einfassen;* im Faust: *sternseher vnnd himmelgucker, nach gutem wohn vnd gütdünken, christlich gebett u. wandel, gestalt vnd gesichte, affenwerk und gaukkelspil* usw., statt *dein geist auwerhan* heißt es hier einmal: *dein geist vnd auwerhan.* Häufig wird durch das zweite Wort das erste, das ein Fremdwort ist, erklärt: *approbiert oder gutgeheissen* (Lalebuch), *nymphen oder jungfrauen* (Melusine), *celebrirt u. begangen* (ebda.), *vestüngen und castellen* (Haymonskinder), *fontein oder springender brunnen* (ebda.), oder ein Provinzialismus wird durch ein allgemein gültiges Wort umschrieben: *reyss oder pilgramfahrt* (Faust), *füsse oder beyne* (Lalebuch). Auch drei- und mehrgliedriger Parallelismus ist nicht selten: *gsehen, erfaren u. erlernen* (Tristant), *besessen, verstockt, verblendt vnd gefangen* (Faust), *frey, queyt, ledig v. los* (Magelone); in diesem letzten und in manchen andern mögen Rechtsformen nachklingen, so findet sich im Tristrant *zu willen und dienst, glübt und trew,* in der Melusine *gelobt, ge-*

[114] Über die Synonymensucht der Zeit vgl. *L. Mackensen,* Der Zasiusübersetzer Lauterbeck. Germanisch-Romanische Monatsschrift XI (1923), S. 309ff., wo Literatur verzeichnet ist. Vgl. ferner: *G. Steinhausen,* Geschichte des deutschen Briefes I 60f., 88, 58, 39ff., 22ff., 109; *Liepe,* Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. S. 79; *J. Lefftz,* Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren. Einzelschriften zur elsässischen Geistes- und Kulturgeschichte. I. Straßburg 1915, S. 23; *F. Schneider,* Die höfische Epik im frühneuhochdeutschen Prosaroman. S. 83; *E. Jeep,* Hans Friedrich von Schönberg. S. 43ff.; *Hirsch,* Das Alexanderbuch. S. 120. Den Grund für diese starke formale Bindung erkennt *G. Roethe* (Von deutscher Art und Kultur. Berlin 1915, S. 22f.) in der Abneigung, die der Deutsche gegen alles Formale hat. Immer von neuem, das lehrt uns die Geschichte, bedürfen wir kraftvoller formaler Anregungen. Ähnlich auch *H. Thode,* Luther und die deutsche Kultur. München-Leipzig 1914, S. 80.

schworen u. versprochen. Endlich können auch ganze Sätze zueinander in Parallele gestellt werden: *ob er sein bedörfft und yn zu eim diener haben wölte* (Tristrant), *solches bracht jhnen erst ein rechtes lob bey yeder meniglichen, vnd schöpffet jhnen einen grossen namen durch die gantze welt* (Lalebuch), *mit weysen reden, welche susser vnd lieblicher als honig, vnd bey einer mahlzeit schönerr als gold vnd silber stehen* (ebda.); oder es werden Satzglieder nebeneinander gestellt: *in schweren gedanken und einer heftigen alteration* (Melusine). Im Lauf der Zeit werden die Synonyma weniger häufiger — der Wigoleisdruck von 1611 weist eine bedeutend geringere Zahl als der von 1504 auf —, um im Zeitalter des Rokoko wieder eine erneute Blüte zu erleben: die Jahrmarktsmelusine des 18. Jahrhunderts hat weit mehr Tautologien, als die Ausgabe von 1474. Daß dieses Stilmittel wenigstens im Anfang bewußt angewandt wird, beweist eine Stelle aus dem Tristrant[115].

Ähnlich wie den Synonymen ergeht es den Sprichwörtern: anfänglich zum bewußten Schmuck behutsam dem Werke eingefügt, werden sie sehr bald zum formalen Stilmittel, ohne das eine Erzählung nicht mehr gedacht werden kann. Eine Prozeßkautel des 15. Jahrhunderts spricht die Rücksichtnahme, die man durch Anwendung volkstümlicher Redewendungen und Sprüche aufs Volk nimmt, deutlich aus: *wo du kannst ein sprichwort anhengen, tu es, denn nach sprichwörtern pflegen die bauren gern zu richten.* Zweihundert Jahre später erkennt Schottel sie als integrierenden Bestandteil eines guten Stiles an: *die sprichwörter recht und wol beygebracht sind in der rede gleich wie specerey im essen und gold und perlen auf einem schönen kleide*[116]. Im 16. Jahrhundert läßt sich das langsame Einwurzeln der Sitte von Stufe zu Stufe verfolgen; in Wickrams Romanen werden die Sprichwörter immer häufiger[117], Luther bedient sich ihrer gern in Abhandlung und Brief[118]: in der Teufelsliteratur

[115] *wann die mann allwegen vil hübscher und geblümtre wort künden, dann die frawen, und darumb was sein klag auch sovil mer und größer, dann die ir.*

[116] *J. G. Schottel,* Von der teutschen hauptsprache. Braunschweig 1663, S. 1111.

[117] *G. Fauth,* Jörg Wickrams Romane, S. 104ff.

[118] *G. Roethe,* D. Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur. S. 23; *G. Steinhausen,* Geschichte des deutschen Briefes. I 116.

nehmen sie einen großen Raum ein[119]. So läßt sich auch in den Volksbüchern ihre wachsende Bedeutung als Stilmittel beobachten; die frühen Romane enthalten weniger Sprichwörter als die späten, die Volksromane mehr als die volkstümlichen Romane. Gern wird darauf hingewiesen, daß die angebrachte Wendung ein Sprichwort ist: *wann es ist ein gmeines sprichwort: yamer lernt weinen* (Tristrant), *dem sprichwort nach: viel hirten übel gehütet* (Melusine), *man spricht inn einem gmeinnen spruchwort, es sig weger ein schaden entpfangen dann zwenn* (Haymonskinder), *als man gemainklich spricht: gleich vnd gleich gesellet sich gern* (Fortunat), *es ist ein altes aber gemeines sprichwort, das man sagt* (Lalebuch). Wird das Sprichwort oder die volkstümliche Redensart mit einem Satze verbunden oder organisch mit der Erzählung verbunden, so fällt dieser Hinweis fort: *er ist nicht recht weisz, der die leüt helt als er sy sicht* (Orendel), *sy wolten den fuchss nit beysen* (Fortunat), *nach dem bart greifen* (Lalebuch), *man muss dir ein wurst braten, die dir treu mal vmbs maul geht* (ebda.), *er meynet der teuffel wer nit so schwartz, als man jhn mahlet, noch die hell so heiss, wie man davon sagte* (Faust); bei Redensarten ist die Bemerkung sehr selten: *nach der holtzschär, wie man sagt, vmbzujagen,* heißt einmal im Lalebuch. Mephisto reiht in einer höhnischen Rede einunddreißig Sprichwörter aneinander, die der Bearbeiter aus verschiedenen Quellen abschreibt; auch das Rätselkapitel des Lalebuches gehört im weiteren Sinne hierher, wie denn überhaupt Faust, Eulenspiegel und Lalebuch eine reiche Ausbeute volkstümlichen Sprachgutes bergen.

Die Reimprosa, die an vielen Stellen den Gang der Erzählung unterbricht, wird für die Volksbücher gern auf die Lässigkeit der Übertrager zurückgeführt, die Reimworte ihrer Vorlage unverändert übernehmen oder ängstlich bemüht sind, die Verse der Vorlage in irgendeiner Weise anklingen zu lassen, wenn diese in fremder Sprache abgefaßt ist[120]. Genauer besehen, gewinnt

[119] *M. Osborn*, Die Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts. Acta Germanica III, 3. Berlin 1893, S. 182.

[120] So *W. Golther*, Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit. Leipzig 1907, S. 247. *K. Sonneborn*, Die Gestaltung der Sage vom Herzog Ernst in der altdeutschen Literatur. Phil. Diss. Göttingen 1914, S. 34f.

der Sachverhalt doch ein anderes Aussehen. In den Mystikerbriefen treffen wir häufig Reimprosa an, ohne daß hier irgendeine Vorlage Erklärung und Entschuldigung bieten könnte[121], bei Luther findet sie sich, in der Teufelsliteratur ist sie nicht selten[122]. So bemerken wir sie auch in den Volksbüchern, die gar keine oder doch keine gereimte Vorlage haben, des öfteren: im Eulenspiegel, im Faust, im Lalebuch, hier ganz besonders häufig und oft zu ganzen Sprüchen erweitert und in Gedichtform gedruckt. Die jüdisch-deutsche Ausgabe des Schildbürgerbuches ist gar von einer direkten Reimwut befallen (1637). Die Leipziger Griseldis (15. Jahrhundert) beginnt mit einem Vers:

Verne in walschen landen, alze ich laß,
ein lustlich fruchtbar lant gelegen waß.
fruchtbar warn berg unde thael,
stete, börgen, dorfere ane czael.

In den späteren Ausgaben der Volksbücher werden die Reime häufiger; der Jahrmarktsdruck der Melusine vom 18. Jahrhundert ist ganz mit Reimen durchsetzt; gerne schließt das Kapitel auf einen Vers:

diss war ein rath aus weiber-list,
der nicht allzeit verwerflich ist,
folg, wann du es für klug ermisst,

und Raimund klagt gar in Reimen:

dann der einsiedler-stand soll heissen meine freud,
bis auch mein leben sich schliesst in der einsamkeit.

Man hat nun versucht, aus den im Eulenspiegel anklingenden Versen den Schluß zu ziehen, daß einmal ein gereimter Ulenspiegel bestanden habe, aus dem unser Volksbuch aufgelöst sei; mit demselben Recht könnte man das gleiche von Faust behaupten, dem der Teufel in Versen antwortet. Wenn wir also bemerken, daß z. B. im Orendel ein Viertel aller Reimpaare der Vorlage bewahrt bleiben[123], oder daß der Bearbeiter des Herzog Ernst sich

[121] *G. Steinhausen*, Geschichte des deutschen Briefes. I, 18.
[122] *M. Osborn*, Die Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts, S. 185.
[123] *A. E. Berger*, Orendel, S. XIII f.

bemüht, die antiken Verse des lateinischen Textes schlecht und recht wiederzugeben, so werden wir dies weniger auf eine Lässigkeit des Verfassers als vielmehr darauf zurückzuführen, daß man Versanklänge oder ganze Reime in der Prosa gern hörte und also willig übernahm bzw. nachahmte, ein Verfahren, das sich einbürgerte und schließlich formales Stilmittel wurde. Die Volksbücher, die nach 1550 gedruckt werden, vermehren ihre Reimwörter ständig, so wird die Prosaerzählung oft auf halbe Seiten hinaus von Versen unterbrochen; das Lalebuch mag hierfür als augenfälligster Beweis dienen.

Am stärksten zeigt sich die formale Bindung der Zeit, die wir bei Synonymen, Sprichwörtern und Reimprosa beobachten, im Gebrauch der Fremdwörter, die wie eine Welle Deutschland überschwemmen und ohne die vom 17. Jahrhundert ab kaum ein Satz mehr gedacht werden kann. Um 1550 ist eine beträchtliche Aufnahme französischer Wörter im deutschen Sprachschatz noch nicht zu spüren, 1571 erscheint bereits das erste Fremdwörterbuch von Simon Rothe, um 1580 werden die ersten Mahnrufe gegen die fremdgeistige und -sprachliche Bewegung laut[124]. So ist in den frühen Büchern kaum ein fremdsprachlicher Einfluß zu bemerken, der Tristrant übernimmt zwar das *getemperôt* der Vorlage (v. 2298) als *getemperirt,* fühlt sich aber doch genötigt, *garzun* (v. 7127) durch ein deutsches Wort näher zu erläutern: *einen gartzen oder lauffenden botten.* Im Lalebuch, das die Kreise gelehrter Welt kaum streift, finden sich nur sehr wenige Frremdwörter; neben dem unerläßlichen *subtil* zeugen Wörter wie *losament, losieren* von der neuen Bewegung. Anders im Faust; hier wird mit ausländischen Wörtern und Wendungen geprunkt, das lateinische Sprachgut hat jedoch vor dem französischen noch unbedingt den Vorzug, und ungewohnte Fremdwörter werden durch gleichbedeutende deutsche verständlich gemacht. Errst vom 17. Jahrhundert ab wird das französische Fremdwort bestimmend für die ganze Stilbildung; wie der Büchernarr, von dem Christian Weise erzählt[125], sich nur durch ausländische Bücher imponieren läßt, so vermochte eine schlichte

[124] *A. Hauffen,* Johann Fischart. Leipzig-Berlin 1921, 163.

[125] *Christian Weise,* Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt. 1673. Kap. III. Hg. von *Braune,* Halle 1878, S. 28.



deutsche Prosa nicht mehr auf die Leser zu wirken; noch tief im 18. Jahrhundert klagt Rabener: „Deutsch ist ein Schimpfwort."[126] So stellt sich das Siegfriedbuch als typisches Erzeugnis seiner Zeit dar: der Held ist ein *cavalier*, es ist die Rede von *ausmundiren, comitat, salvieren, consens,* und in die Melusine des 18. Jahrhunderts haben sich französische Bestandteile wie *banquet, salviren, incurabel, adjeu, messieurs* eingeschlichen. Für diese späte Zeit ist das Fremdwort *conditio sine qua non,* und die Volksbücher, die sich aus früheren Jahrhunderten in sie herüber retten, müssen es sich gefallen lassen, daß Stil und Formgebung im Geist der neuen Zeit abgeändert werden.

Diese formale Gebundenheit[127] der Volksbücher ist nur aus dem ungemeinen Autoritätsgefühl der Zeit verständlich: entstammt doch auch dieser Epoche Nürnbergs „schöner Brunnen", der die Bildnisse je der drei frömmsten Christen, Juden und Heiden zeigt, neben denen die sieben Kurfürsten stehen, *daz es war sei.* So erhalten die vielen Verweise auf die Quellen und Vorlagen, wirkliche und erdichtete, ihre eigene Bedeutung: einmal in den Text gebracht, um den Leser im sicheren Glauben zu wiegen, erben sie sich von Auflage zu Auflage fort und bilden schließlich auch für den Neubearbeiter Beruhigung und Rechtfertigung. Randnotizen wie *als man in kroniken findet, als man das in seiner legende und andern cronicken vindet* (Herzog Ernst) sind nicht selten; den fabelhaftesten Teil von Fausts magischen Erlebnissen, seine Reise zu den Gestirnen und durch den Himmel, gibt der Bearbeiter in einem fingierten Briefe Fausts zum Besten, und am Ende der Höllenfahrt heißt es (Hist. 24): *diese historiam vnd geschicht, was er in der helle vnd verblendung gesehen, hat er, doct. Faustus, selbs auffgeschrieben, vnd ist nach seinem todt solch schreiben in einem zettel seiner eigener handtschrifft, vnnd in einem buch verschlossen liegendt, hinder jm gefunden*

[126] *G. W. Rabener*, Satiren. 2. Aufl., II. Leipzig 1755, S. 159.

[127] Die andern Stileigentümlichkeiten, die sich bei dem einen oder andern Volksbuch zeigen, sind nicht so allgemein, daß sie in einer Charakteristik des Volksbuchstiles ihren Platz finden dürften. So sind z. B. in der Melusine Partizipia häufig: *Reymund solches vernehmend, schwur, nebst ihren bey sich habenden volk, nach unserm vor augen schwebenden Lande, der sultan dies hoerende:* im Fortunat, Faust, Eulenspiegel, der Magelone findet sich diese Unart so gut wie gar nicht.



worden; ein anderes Kapitel beginnt: *diese geschicht hat man auch bey jm funden* (Hist. 25). Montevillas Reisebuch hätte kaum die große Verbreitung gefunden, wenn es sich nicht als eigenes Erlebniswerk dargestellt hätte, und der Name des Albertus Magnus wird immer wieder auf die Titel medizinischer und naturwissenlicher Volksbücher gesetzt.

Der Gedanke mag nicht fern liegen, daß solche Betonung unumstößlicher Autorität letzten Endes mit dem oft erwähnten lehrhaften Geist zusammen hängt, der, abgesehen von dem einzigen Eulenspiegel, in allen Volksbüchern heimisch ist: so wird der Leser doppelt geneigt sein, die sich ergebenden guten Regeln zu befolgen. Wenn der Verfasser immer wieder sich unterbricht, um zu sagen, was er nun erzählen wird: *nun lassent wir herr Tristrant em ruwen, und sagen von den flüchtigen zagen, die herr Tristrant vor gesehen het* oder: *damit wir aber wieder auf unsere historia kommen* (Siegfried), so ist dies zwar einesteils ein Beweis für die Subjektivität des Erzählers, für den Leser aber wird es ein Mittel zur Spannung und Erhöhung der Aufmerksamkeit. Zuweilen wird geradezu die Form der Aufforderung gewählt: *hie hört wie fraw Isald ir rede mit Brangel anfieng!* (Tristrant), *hört wie ein schentliche und unbescheidene botschaf das von eim künig was, daz er sich billig geschembt het zu bedenken, denn das er es überlaut liess ausrufen* (Tristrant).

So entsteht ein moralischer Ton, der sich über das Ganze breitet. Nie wird eine Gelegenheit verabsäumt, zu belehren und zu erklären; am Schluß des Faust wird die ethische Folgerung gezogen: *daraus jeder christ zu lernen, sonderlich aber, die eines hoffärtigen, stolzen, fürwitzigen und trotzigen sinnes und kopfs sind, gott zu fürchten:* ähnlich heißt es am Ende des Fortunat: *bey diser historia ist tzu vermerken:* folgt die lange Moral. Als Olivier den Fierabras wappnet, benutzt der Bearbeiter die Gelegenheit, zur Duldsamkeit zu ermahnen: *man soll billig acht haben der im glauben geschiedenen, die doch allda waren, einander tödlich zu bekriegen, dass dieselben einander dienstbar wären... ich glaube, es wäre gott sehr gefällig, wenn solche treue unter den christen gefunden würde.* Der Verräter Johann in den Haymonskindern hält sich selbst lange Moralreden, Fausts erbauliche Betrachtungen über seine eigenen Sünden in seiner Todesnacht füllen

ganze Seiten. Im Tristrant wird immer wieder das schöne Beispiel hervorgehoben: *sehent, was wunders würket die liebe!. seht, wie ein getreüwer diener das was! wer hat ye seins gleichen gesehen?* Der kleine Ammon, Rengnoldens Sohn, hält viele altkluge Reden (Haymonskinder), im Fortunat finden sich lehrreiche Exkurse, etwa über die kaiserliche Macht oder über die üppigen Bürgerhochzeiten. Allgemein gültige Lebensregeln werden gern eingefügt: *auch noch ein ytlicher der dem teufel vesticlichen widerstat mit ainen ganzen gelauben, der gesigt ime an und macht ine fluochtig* (Brandan) oder *ein guot hertz mag nüt liegen wenn die nott kumpt* (Haymonskinder). Oder es wird die Trefflichkeit des Helden und seiner Welt in wirksamen Gegensatz zur augenblicklichen Zeit gestellt: *so treumeinend ist die heutige welt nicht gesinnet* (Melusine) oder: *ich lass mich aber wol beduncken: solten yetz zwey liebhabende menschen nun zwen monat in solcher grosser kumernuss, hunger und armut seine, sy möchten das nit erleiden, noch on den tod hykumen. Auch ist zu vörchten, ob sich in der welt eines umb des anderen willen in solche grosse not gebe, als dise zwey geton haben* (Tristrant) oder: *sie warend nicht so gemein, wie sie* (die Weisen) *jetzunder sind vnter vns, da jder, vnd gemeinlich die grösten thoren vnd narren, wil weyse sein, vnd für klug gehalten werden* (ebda.). Die Erzählungen der „Sieben weisen Meister" geben sich als Lehrbeispiele, und der Brandan führt die guten Werke des Judas, die in allen poetischen Bearbeitungen fehlen, den lateinischen Andeutungen folgend, breit aus. Nur zweimal schiebt der Bearbeiter des Wigoleis längere Betrachtungen in den Stoff, den ihm Wirnt v. Grafenberg darbietet, ein: beide Male handelt es sich um lehrhafte Erörterungen über die Frauen, die gegen das Urteil, in dem sie bei der höheren Gesellschaft stehen, und gegen den Vorwurf der Wandelbarkeit in Schutz genommen werden[128]. Ähnlich beschränken sich die Hinzufügungen, durch die Phyloconio und Eugenia[129] die Vorlage erweitern, auf Erklärungen, und Alexanderbuch wie Tristrant weisen gelehrte Zusätze auf. Wo der Verfasser seine Belesenheit und sein Wissen

[128] *O. Weidenmüller*, Das Volksbuch von Wigoleis vom Rade. S. 39.

[129] *H. Ullmann*, Das Volksbuch von Phyloconio und Eugenia. Euphorion XIV (1907), S. 589ff.



anbringen kann, da tut er es gerne; im Barbarossabüchlein heißt es von Eckart: *vnd seiner nachkomen ligt ainer zuo Straubing im Frawenprudercloster begraben,* es folgen dann nähere Berichte über die Herzöge von Baiern, Anekdoten über sie u. a., das gar nicht zum Stoffe gehört; die Vorrede der Melusine beginnt mit Aristoteles. Solche Lehrhaftigkeit liegt in der Zeit: auch in Frankreich schwillt der Roman im 15. Jahrhundert zum endlosen Lehrbuch an[130], und Sebastian Frank hängt an sein *Germaniae Chronicon* (1531) moralisierende Anmerkungen an[131]. Der fromme Schlußsatz, der zum Gebet auffordert und den Segen des Himmels für Autor und Leser erfleht, ist vielen Volksbüchern gemeinsam.

Daß in solchem Umkreis ritterliches Wesen keine Heimstatt finden kann, liegt auf der Hand. Im Fortunat erhält der Held vom König die Erlaubnis, die Hochzeit in seinem eigenen Hause abzuhalten, mit der Begründung: *ich wolt es darumb thun, das graff Nimian vnnd dir desterminder kosten:* so wird höfische Sitte und Regel nach bürgerlichem Geldstandpunkt gemessen und bewertet. Es ist nicht nebensächlich, daß zur gleichen Zeit die Naturwissenschaft die Führung unter den Wissenschaften übernimmt[132]: der tiefere Sinn für Poesie und Wunderwelt geht verloren, Faust muß seinen Traubenzauber (Hist. 43) in breiter, lehrhafter Darstellung naturwissenschaftlich erklären. Wenn es in der Melusine heißt: *das ist kriegsgwonheit: einest gat es eim ubel, anderst wol,* so zeigt der Bearbeiter in diesen Worten den gleichen bürgerlich-unkriegerischen Geist wie etwa der Prosaist des Tristrant, der ausruft: *ach waffen des grossen morts! mir tuts selb wee, das er so gar mortlich verraten ist worden.*

Der Begriff der *mâze* ist längst verschwunden. Wie mit dem Schwinden der höheren gesellschaftlichen Bildung und ästhetischen Lebensgestaltung die Geselligkeit ihren bezeichnenden

---

130 *H. Morf,* Die romanische Literatur. Kultur der Gegenwart I, 11, 1 (1909), S. 160.

131 *F. Gotthelf,* Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, XIII (Berlin 1910), S. 17.

132 *H. Thode,* Luther und die deutsche Kultur. München 1914, S. 51.

Massencharakter gewinnt[133], wie die materielle Stadtkultur ihre höchsten Ziele in Kleider- und Speiseluxus sieht[134], so werden Worte wie *onmassen, über die massen* geradezu charakteristisch für die Volksbücher. Wendungen wie *über die massen ritterlich* (Melusine), *erschrack über die massen* (Siegfried), *ergrimmet... auss der massen sehr* (Haymonskinder), *dies währte an vier wochen, daß die von der tafelrunde also niedergelegt würden, daß es über die massen war* (Wigoleis), *erschracken sie abermaln bey sich selbest hefftig, mehr dann vber alle massen gantz grausam sehr* (Lalebuch) wären im ritterlichen Epos undenkbar. Im Herzog Ernst ist von einem *überhüpschen son,* einer *wol gezierten* Mauer, einem *übermaisterlich grossen marbelstainen sal,* der *unaussprechlichen gezieret ist,* die Rede; wo im Brandangedicht die Verse stehen (v. 631 ff.):

die grîefen an den kielen
uf die tôden vielen
aldâ sie lagen scharaft,

gibt der Roman die Stelle mit den Worten wieder: *fieln dy greiffen on zale in die kiel und namen und furten dy leüt hinwegk und assen sy.*

Mit dem Verfall der Burgen geht der Verfall des Rittertums Hand in Hand: der Adel residiert in der Stadt[135], und die Turniere sind schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts kaum mehr als gesellige Zusammenkünfte des Adels. Maximilian versucht zwar, sie neu zu beleben, aber mehr als Geschicklichkeitskämpfe, für die er Preise in barem Gelde als „Dank" aussetzt, kann auch er nicht aus ihnen machen[136]. Der Narr spielt bei solchen Kampfspielen eine große Rolle[137], hält doch auch der Adel Turnierscherze, sogenannte „Schimpfrennen" ab[138]; in einem

[133] *G. Steinhausen,* Geschichte der deutschen Kultur. II², S. 99.

[134] *G. Steinhausen,* Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter³. Wissenschaft und Bildung 88 (1921), S. 128.

[135] *G. Steinhausen,* Geschichte der deutschen Kultur. II² S. 5.

[136] *A. Schulz,* Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. München-Berlin 1903, S. 348.

[137] *F. Nick,* Die Hofnarren, Lustigmacher, Possenreißer und Volksnarren. Stuttgart 1861, I 76.

[138] *R. Genée,* Hans Sachs und seine Zeit. Leipzig 1894, S. 115.

seiner Schwänke spricht Hans Sachs von *der vollen brüder thurnier;* es ist nur noch ein Schritt bis zu den Festmaskeraden, als die uns die ritterlichen Kampfspiele im 16. Jahrhundert entgegentreten. Die bürgerliche Geschmacks- und Interessenwelt schlägt auch den Adel in ihren Bann — so heißt es in der Zimmernschen Chronik: *iczunder so lassen wir unsere bergheuser abgeen, bewonnen die nicht, sondern vilmehr befleissen uns in der ebne zu wonnen, damit wir nahe zum badt haben* —, damit haben ritterlicher Geist und Lebensform ihre Hauptstütze verloren.

So ist die Welt, die uns die Ritterromane vorführen, um nichts erfüllter von ritterlichem Wesen als die der Volksromane, die sich ganz auf die Darstellung bürgerlicher Kreise beschränken: Fortunat, Eulenspiegel, Faust, Schildbürger, Ahasver. Von der Vorliebe für die „Ohnmasse" war schon die Rede; die mannigfachen Übertreibungen gehören zum gleichen Kapitel, so, wenn es im „Heiligen Karl" heißt: *und kam so vil volkes, das etlich stet gar ler würdent,* oder wenn in den Haymonskindern die Helden vor Schmerz, Zorn, Freude ständig unsinnig werden; Haymon umarmt seinen Sohn Reinhold so zärtlich, daß diesem die Nase blutet; um Reinholds Größe anschaulich zu steigern, läßt das Volksbuch den Vater Haymon beim Ritterschlag auf ein Bänkchen steigen, weil er sonst zu klein wäre; als Florigunda sich vor den dreizehn Mördern fürchtet, beruhigt sie Siegfried mit den Worten: *seyd zufrieden, allerliebste, die beissen uns nicht* — das sind Ansätze zum Scherz, aber wie unritterlich fallen sie aus! Beim Drachenkampf schwitzt Siegfried furchtbar, bei einer anderen Gelegenheit fürchtet sich Florigunda so, *daß ihr der angstschweiss übers gesichte lieff.* Der Kaiser Karl der Haymonskinder wird *gantz rott von zorn und schwartz wie ein koll,* und im gleichen Buch hat einer *so gros leyd im hertzen, das er schier ab sinem pfert fiel.* Bei Eilhard v. Oberge heißt es (v. 2345f.):

her lûz on im reichin,
daz was ein bose zeichin,

daraus macht das Volksbuch: *und gieng darmit do das verflucht unselig getranck stonde ... bracht ym das;* in der Melusine bringen die Diener *ihren herrn den grafen todt mit sich, welches sehr*

erbärmlich aussahe; Siegfrieds Kraft wird dadurch erläutert, daß erzählt wird, wie er die erschlagenen Löwen und Bären auf Bäume hängt, *dann das war sein gebrauch.* Haymon *ergriff in der eyl einen bengel, vnnd schlug den verräter, dass er starb;* als im Fierabas Kaiser Karl den Roland auffordert, mit dem Titelhelden zu streiten, wird Roland grob, darauf schlägt Karl ihm den goldbeschlagenen Handschuh über die Nase, daß sie blutet. Bezeichnend ist es auch, daß im Wigoleis Gawan von Flores nicht durch Ritterlichkeit, sondern *durch kraft der steine und zauberei* überwunden wird. Als in den Haymonskindern Johanns Schwester den Verräter umarmen will, schützt dieser Zahnweh vor, um der Liebkosung zu entgehen; wie unritterlich ist das alles gedacht! Hierher gehört auch die Freude an derben Schimpfwörtern: *ir sind nit einer puschlen strow wertt,* sagt Haymon zu Reinold, ein andermal heißt es: *sy thettend als die affen, die da singend das jar, so sy sterben sond;* Wörter wie *hurensohn* und *lecker* sind besonders beliebt. Andolosia, Fortunats Sohn, *kam also zu hauss mit liebe beladen fester dann ain kämelthyr das pfeffer auss India gen Alkeyro tragen muss, denen man tzumal schwär sam auff legt,* und Magelone sagt zu ihrem Geliebten: *ach edelster Peter — fürwar jr seyt der greulichste mensch auff erden, der je von einer mutter geporen ward.* In der Melusine ist die Rede von einer *schweinsbestia,* und die Siegesfreude *gediehe ihnen* (den Türken), *wie dem hund das grasfressen;* das Siegfriedbuch liebt *schnarcher* als Scheltwort. In den Haymonskindern sagt Haymon zu Reinold: *far hin, du essel, gott verflueche dich,* und ein französischer Ritter äußert zum Helden des öftern: *du byst ein nar.* Hält man schließlich noch dazu, wie verächtlich die Frauen dargestellt und behandelt werden — das Lalebuch spricht vom *geschnatter* und *geschwetz* der Weiber; als Haymon *dise redt hörde von seiner haussfrawen, schlug er sie ins angesicht, dass sie dar nider fiell;* im Faust ist die Frau nur Geschlechtswesen — so ermißt man vollends, wie weit die Welt der Volksbücher vom ritterlichen Ideenkreise entfernt ist. Daß Bearbeiter und Verfasser die höfische Literatur nur sehr ungenau kennen, ist eine Beobachtung, die gut zu den bisherigen Feststellungen stimmt; nur so ist es möglich, daß im Wigoleis der Dichter der Vorlage als *Grafcuperg,* im Tristrant als *Filhart*

von Obret angegeben werden kann. Schreibt doch in jener Zeit (nach 1412) Johannes Rothe seinen gereimten Ritterspiegel ohne Kenntnis der höfischen Dichterwerke; was Wunders, daß ihm das höfische Ethos abgeht[139].

So läßt sich in den Volksbüchern zweierlei beobachten: einmal die Neigung, ritterliche Schilderungen zu übergehen — im Tristrant heißt es: *aber was soll ich sagen von den kleidern und kostlicher getzierde oder kleinet oder auch yegkliches besunder nennen. man weiss wol, das an der künig höffen sind geziert und kostlichkeit, die uns gar fremde zu nennen und ungläublich sind* — andernfalls aber eine Lust an der Darstellung von Aufzügen und Gepränge, die wiederum nur der bürgerlichen Sucht zu glänzen entspricht. Wie die Städter in jener Zeit in ihren „Gesellenstechen" die adligen Turniere mit stumpfen Lanzen nachahmen[140], so zeigen diese Bücher alle ein ängstliches Bestreben, im Zeremoniell nichts zu versäumen; es ist dasselbe Jahrhundert, in dem Titel und Anrede zu den wichtigsten Dingen des Briefes gehören[141], in dem die Grenzen zwischen „Du" und „Ihr" genau festgelegt und die vertraulichen Kreise des „Du" stark eingeschränkt werden[142]. Die Beschreibungen der Kinder, Waffen, Wohnungen, an denen das Epos seine Lust hatte, werden gern beschnitten oder gekürzt — Tristrant und Wigoleis mögen als Beispiel dienen —, die Darstellungen von Festen, Aufzügen, Schaustellungen erfahren im Gegenteil eine Verbreiterung und Ausmalung. So entsteht ein gewisser Typ des prunkvollen Festes, das der Faust nicht anders schildert als die Melusine, der Fortunat nicht bürgerlicher als der Fierabas; wir fühlen uns an die gleichförmige Darstellung der gleichen Dinge im Volksepos erinnert und sehen mit Friedrich Panzer in den sich bei solchen Gelegenheiten ständig wiederholenden Holzschnitten gern eine wesensgleiche Parallele[143]. Die Erzählung erhält auf diese Weise leicht eine gespreizte Würde, einen steifen

[139] *J. Petersen*, Das Rittertum in der Darstellung des Johannes Rothe. Quellen und Forschungen 106, Straßburg 1919.

[140] *R. Genée*, Hans Sachs und seine Zeit, S. 110ff.

[141] *G. Steinhausen*, Geschichte des deutschen Briefes. I 31, 44. *G. Ehrismann*, Z. f. d. Wortf. 3/4.

[142] *Steinhausen*, Brief I, 45f.

[143] *F. Panzer*, Das altdeutsche Volksepos. Halle 1903, S. 13.

Ton, der z. B. im Alexander oder im Olivier und Artus stellenweise den Fortgang der Schilderung erdrückt. Damit hängt eine durchaus unritterliche Verachtung anderer Stände zusammen. Worte, wie die des Königs im Fortunat: *sähe lieber, er hett ain edlen gemahel dann ain peürin vnd wurd mich verdriessen, söllte ain vngebornes weibss bild den palast besitzen vnnd darinn wonung haben,* sind bürgerlich empfunden und gedacht; für den Ritter alten Schlages kommt eine solche Möglichkeit gar nicht in Frage.

Man hat oft betont, daß der eigentliche Wert des Volksbuches für seine Zeit in den Tatsachen, die es erzählt, bestehe[144], und hat von einer „stoffhungrigen Epoche" gesprochen, die über dem erlebnismäßigen Inhalte Form und inneren Gehalt vergessen habe. In bedingtem Sinne ist das sicher richtig; nur so erklärt sich der Übergang von der gebundenen zur ungebundenen Rede (Kap. I). Andererseits aber muß die Einförmigkeit der Romane, deren einer kaum etwas anderes erzählt als der andere, zum Zweifel anregen; was findet der Leser im Loher an neuem Stoff, das er nicht schon in ähnlicher Form aus dem Fierabas kennt, was erlebt Wagner im Grunde anderes als Faust, wie unterscheidet sich Hans Clauert von Eulenspiegel? Diese Einheitlichkeit ist durchaus nicht etwa nur dem modernen Menschen fühlbar, sie empfinden Autor und Leser der Volksbuchzeit nicht anders; im Siegfriedbuche heißt es: *wer aber von dergleichen ritterlichen stechen lust und liebe zu lesen hat, der findet solches im Kayser Octaviano, schönen Magelona, oder Peter mit den silbern schüsseln, weissen ritter, herr von Mümpelgart, herr Christopher genannt, Hugo und in sonderheit im Ritter Ponto, und andern mehr, dahin ich den leser will gewiesen haben* und an anderer Stelle: *solches alles zu beschreiben ist nicht mein vorhaben, die historie damit zu verlängern, ist auch unnötig, sintemahlen dergleichen ritterspiele in vielen historien beschrieben;* von seinem eigenen Stoff erklärt der Bearbeiter im Hinblick auf den Wigoleis: *fast dergleichen ist folgende historia.* Die Kapitelüberschriften, die sich aus einstigen Holzschnitterläuterungen entwickelt haben, sind häufig so ausführlich, daß sich eine Lektüre des Kapitels für den, der Stoff sucht, erübrigt; zudem sorgt der Verfasser selbst durch ständige

[144] So z. B. *R. M. Meyer*, Die deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts². Hg. von O. Pniower. Berlin 1920, S. 215.



Hinweise auf spätere Ereignisse dafür, daß der Leser keine großen Überraschungen erlebt: *dadurch ward ir tot gelengert und auch durch andere geschicht hernach volgende* (Tristrant); *aber er hat des hungers wohl besser gewohnen müssen, als er seine gröste abentheuer ausstehen müssen, wie man hernach hören wird* (Siegfried); *der ungetreue riese (dann er seinen eid, den er geschworen, nicht lange gehalten, wie man hören wird)* (ebda.); *wann er kam sy darnach auch erbemklichen umm, das was der lon, den er darumm empfieng, als ir hören werdend* (Haymonskinder); *also nam er freundlich urlaub von seiner lieben frau, die er hernach nimmer wieder sah* (Wigoleis). Zur Charakterisierung des Fierabras werden im ersten Absatz Heldentaten angeführt, von denen das Buch erst erzählen soll; Wickram hat die Neigung zu solchen vorausdeutenden Formeln von den Volksbüchern gelernt[145]. Es ist also mehr die Freude am Abenteuerlichen, Aufregenden an sich, was die Volksbücher beliebt macht, weniger die Lust am neuen Stoff als die am bekannten; der Grieche, dem sein Homer am nationalen Feiertag öffentlich vorgelesen wurde, wollte ebensowenig Neues hören wie der Leser des 16. und 17. Jahrhunderts, der nach der Lektüre des Oktavianus zum Alexander griff.

Von solchen Gesichtspunkten aus gesehen, bilden die Volksbücher ein einheitliches Ganzes; Stil und Begriffswelt sind ihnen gemeinsam, und das Publikum macht keinen Unterschied zwischen Volksroman und volkstümlichem Roman. Die Verschiedenheiten, die diese Trennung notwendig machen, liegen mehr in der inneren als in der äußeren Formgebung, mehr im Stoff als im Stil, mehr in der Herkunft als in der Beliebtheit beim Publikum.

---

[145] *G. Fauth*, Jörg Wickrams Romane. S. 80.

IV

Volksroman und volkstümlicher Roman: Trennendes der inneren Struktur

DER augenfälligste und bestimmendste Unterschied, der eine Scheidung der Romanbücher in Volksromane und volkstümliche Romane bedingt, liegt in ihrer verschiedenartigen Entstehung, ihrer Herkunft aus zwei einander fremden Welten: jene sind im großen und ganzen Sammlungen volkstümlichen Erzählungsstoffes, diese fertige Werke aus einem Guß, jene sind in Stoff und Gedanken deutsch, diese entstammen anderssprachlichen und andersveranlagten Ländern. So hat das Volk an jenen einen größeren Anteil als an diesen, die es in der Form, in der es sie fort überliefert, aus den Händen der Oberschicht erhält; dort findet es Dinge wieder, die es selbst geschaffen hat, die bei ihm Heimatsrecht haben wie Sage, Schwank und Märchen, hier wird es in eine Welt geführt, die ihm zwar begehrenswert und vorbildlich, aber doch wesensfremd ist.

Es wäre nun doch verfehlt, die Volksromane schlechthin als „gehobenes Primitivgut" zu bezeichnen. Ihrem Stoff nach sind sie es, aber unter der Hand ihrer Bearbeiter werden sie zu Erzeugnissen der Oberschicht: wie das Publikum nicht zwischen ihnen und den volkstümlichen Romanen unterscheidet, so ist der Typ des Verfassers beiden Gattungen gemeinsam. Er ist durchaus nicht immer namenlos[1], aber er bleibt ohne jede persönliche Note, gleichgültig, ob er sich nun Thüring von Ringoltingen, Veit Warbeck oder *jch vngenannt* (Tristrant) nennt. Das empfindet er auch selbst; *das ich meinen namen,* heißt es in der Vorrede zum hochdeutschen Reinecke Fuchs[2], *nicht auff das buch gesetzt, ist nicht darumb geschehen, das ich mich des buchs oder der arbeit schäme, oder etwas vnzimliches darinn wisse, sondern,*

[1] wie *F. Pfaff*, Der älteste Tristrantdruck. Germania 30, S. 39 behauptet.
[2] Gedruckt 1545 bei Cyrianis Jakobus in Frankfurt a. M.

das ich bekenne, das ich der gantzen glosen erfindung kein author, sondern nur etwas darzu gethon, etwa dauon wie oben gemelt vnd sunst mich nach des sechsischen glossators ordnung fast gehalten, vnd jm der wegen seine arbeit nicht stelen wollen, vnd das auch derselb seinen namen nicht gemelt, so hab ichs auch vmb der version willen nicht thun wöllen, weil ichs nicht darum gethan, dass ich einigen namen oder ehr damit suchen wölte, sondern mir vnd andern nutzte; so denken die namenlosen Bearbeiter alle. Es ist für die Volksbuchfrage an sich nebensächlich, ob der Verfasser des Schildbürgerbuches ein hochgestellter Wittenberger Jurist, wie man nachzuweisen gesucht hat[3], ob der Faustautor ein lutherischer Pastor oder nur ein glaubensstarker Protestant ist, ob der Bearbeiter des Wagnerbuches *Friedericus Scotus Tolet*, wie er sich nennt, geheißen hat oder nicht: das juristische Element im Lalebuch, das protestantische im Faust ist, so bestimmend es dem Werke seinen Charakter aufdrückt, doch nicht das wichtigste Erlebnis, das der Leser sucht und findet. So entsteht ein Typ des Volksbuchverfassers, seine Zugehörigkeit zur Oberschicht betont jeder Autor durch ständige gelehrte Notizen und Bemerkungen: Haymon vergleicht Reinold mit Hektor von Troja, Herzog Ernst wird mit Judas Makkabäus in Parallele gestellt, der Faustbearbeiter betont seine wissenschaftliche Methode: *hab auch nicht unterlassen bei gelehrten und verständigen leuten nachzufragen,* das Lalebuch glänzt durch griechische und historische Remiscenzen, die Melusine beginnt mit Aristoteles' Metaphysik, der Verfasser des Wagnerbuches möchte gern spanischen Ursprung vortäuschen, der vom Herzog-Ernst-Roman zeigt gerne seine Bibelbelesenheit, der des Wigoleis erweist sich gut vertraut mit der Epik der Blütezeit. Es bleibt ein bescheidener Scherz, wenn der Bearbeiter des Lalebuches von sich behauptet, er *habe bissher mehr flegel, bickel, hawen, schauffel, kärst vnd pflüg in händen, als schreibfedern hindern ohren gehabt* und fortfährt: *vnd ist es jmmer schad, dass nit davon ein gelehrter sich vorlenget darüber gemacht*[4]. Wie diese zur Schau getragene

[3] *E. Jeep*, Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches. Wolfenbüttel 1890.

[4] *W. Grimm* (Kleine Schriften, II, Berlin 1882, S. 61) erteilt ihm das Lob: „Die Arbeit ist ... in sehr geschickte Hände geraten."

Gelehrsamkeit einer kritischen Prüfung standhält, ist freilich eine zweite Frage: Übersetzungsfehler sind oft gemacht worden, sowohl aus der Fremdsprache ins Deutsche [5], wie aus dem niederdeutschen in den oberdeutschen Dialekt (Eulenspiegel), und auch für jene Zeit überholte Anschauungen wie die im Fortunat: *Hybernia, ist gar noch am end der welt und nit weit von Sankt Patricius fegfür auf dem veld verr von den leüten* findet man sehr häufig, besonders in dem verhältnismäßig späten Faust. Der prinzipielle Unterschied, der zwischen Volksroman und volkstümlichem Roman besteht, wird durch diese Stellungnahme der Verfasser nicht entkräftet: es ist selbstverständlich, das zur Aufzeichnung eines Werkes kein Ungelehrter, Ungebildeter befähigt ist; das Hauptgewicht liegt auf der Wahl, nicht auf der Gestaltung des Stoffes [6].

Die Verfasser der Volksromane greifen zu einheimischen, schon vorhandenen Stoffen, um sie zu einem Werke auszugestalten; wo das Material mangelt, suchen sie sich Ergänzung bei anderen Werken oder erfinden selbst den einen oder anderen Zug zur Abrundung. Daß im Fortunat die Verhältnisse ebenso liegen wie bei Eulenspiegel oder Faust, ist eine verhältnismäßig späte Entdeckung [7]; man hat lange versucht, seinen Ursprung in fremden Ländern, sei es nun England, Spanien oder im byzantinischen Osten, zu suchen, bis man in ihm Märchen und Sagenmotive wiederfand, die deutschem Kulturkreise angehören. Die Beobachtung der Uneinheitlichkeit des Werkes bot den ersten Anstoß: deutlich sind verschiedene voneinander unabhängige Stoffe aneinandergekuppelt, ohne daß die Risse zwischen den einzelnen Teilen ge-

Ringoltingen übersetzt z. B. *fontaine de soif* durch *durstbrunnen*, ohne afrz. *soif* = Gehege zu kennen; der Fehler zieht sich durch alle Volksbücher hindurch; vgl. *K. Biltz*, Zur deutschen Bearbeitung der Melusinasage. Festschrift für Rudolf Hildebrand. Leipzig 1894, S. 1.

[6] *Liepe*, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken S. 70, betont im Gegensatz dazu: „Man sieht, es kam nichts aus dem Volk heraus, sondern alles ins Volk herab"; schärfer noch betont dieses Verhältnis *H. Naumann*, Grundzüge der deutschen Volkskunde. Wissenschaft und Bildung, 181. Leipzig 1922, S. 112. Schon *G. G. Gervinus* (Geschichte der deutschen Dichtung [5]. Leipzig 1871, S. 538, 543) legt zu großes Gewicht auf die Gelehrsamkeit der Verfasser der Volksromane.

[7] *H. Günther*, Zur Herkunft des Volksbuches von Fortunatus und seinen Söhnen. Phil. Diss. Freiburg 1914.

nügend verwischt sind. An die Geschichte von Fortunat schließt sich die selbständige Erzählung der Taten seiner Söhne an; zur Geschichte vom Glückssäckel fügt sich die vom Flughütlein; mitten in die Jugenderlebnisse Fortunats ist die Begebenheit von Heronimus Roberti und Andrean eingefügt, die für den Helden völlig bedeutungslos bleibt. Die Quelle der Andolosiasage ist im 120. Kapitel der *Gesta Romanorum* gefunden, dessen Erzählung mit Märchenmotiven umkleidet wird; „der Wortlaut des Volksbuchs klingt fast wie eine freie Übersetzung".[8] So stellt sich uns das Fortunatbuch als eine Sammlung volkstümlicher und bekannter Motive dar, die vom Bearbeiter zwar in eine bestimmte Form gegossen werden, an denen dieser aber weder durch die Betätigung seiner Phantasie noch seines dichterischen Empfindens irgendwelchen Anteil hat.

Deutlicher wird dies Verhältnis beim Eulenspiegel. Sehr wahrscheinlich hat es einmal einen Menschen seines Namens gegeben, im Braunschweigischen wird er gelebt haben; durch Schlagfertigkeit und Mutterwitz ist er berühmt geworden: nun er tot ist, schließt sich an ihn die schwankfreudige Fabulierlust des Volkes an, er wird zum sprichwörtlichen, vorbildlichen Narren, sein Name wird Gattungsbegriff zunächst für eine ganz bestimmte Art von Witzen (figürliche Ausdrücke wörtlich zu nehmen), dann für alle Schalksstreiche überhaupt. So war Wilhelm Grimm von seinem Standpunkt aus berechtigt, hier ein Stück Mythenbildung wahrzunehmen: „Derjenige aber war berufen, den Mythus oder die Sage besonders aufzufassen, in dessen Natur dazu eine eigene Empfänglichkeit gelegt war. In ihm ward wieder lebendig, was die Tradition verliehen..., sodann aber, was das Individuum nicht getan oder in ihm nicht zur Äußerung gelangen konnte, ward ihm dennoch zugegeben aus dem alten Schatz. Dazu kam endlich das, worin das eigentümliche Leben des Einzelnen sich kund gegeben, wodurch die Tradition besonders gefärbt und ausgedehnt wurde."[9] Richtiger und klarer faßte Gervinus den Eulen-

---

[8] ebda., S. 26.

[9] *W. Grimm*, Kleine Schriften, II, 74. Ähnlich faßt auch *R. Benz* (Die deutschen Volksbücher, S. 2) Eulenspiegel als mythologisierten Menschen auf. *R. M. Meyer* (Die deutsche Literatur bis zum Beginn d. 19. Jh. Berlin, S. 214) faßt ihn als ein „Stück" Heldensage.

spiegel als den „personifizierten Schwank, das komische Beispiel unserer Alten“[10]; der Witz der wandernden Handwerksburschen und des werktätigen Volkes ist der seine; die Einfälle, die er hat, kann jeder witzige Handwerksgeselle einmal haben, was er erlebt, kann jeder erleben. So häuft sich die Fülle der Anekdoten und Scherze auf ihn, die im Volke umläuft; wir wissen vom Märchen her, daß es dem Volke beschwerlich fällt, seine Helden bei Namen zu nennen: ist einmal ein Name vorhanden und bekannt, wird er für alles, was ihm ähnelt, verwandt. Der Verfasser des verlorenen niederdeutschen Eulenspiegels hat nichts anderes zu tun, als ein paar Handvoll solcher Geschichten, die unter dem Namen Eulenspiegels umlaufen, zu sammeln und aus ihnen eine Lebensgeschichte zusammenzubauen, die er unter einheitlichen Gesichtspunkt stellt; aber der Rahmen seines Werkes ist so leicht wie möglich gefügt, es kann eingefügt oder herausgenommen werden, ohne daß das Gebäude zerrissen wird; legt doch schon der Bearbeiter der hochdeutschen Ausgabe (1515) Geschichten vom Kalenberger und Pfaffen Amis zu, ohne daß die Einheitlichkeit des Werkes merkbar gestört wird. Wir haben es also nicht mit „der Gattung des humoristischen Abenteuerromans“, der eine starke Annäherung an die sogenannten Schwanksammlungen aufweist, zu tun[11], sondern im Gegenteil mit einer Schwanksammlung, die sich zum Abenteuerroman zusammenfügt.

Ähnlich steht es beim Faust. Eine Person seines Namens hat sicher gelebt; um 1490 mag er in Knittlingen im Fürstentum Simmern geboren sein. 1509 wird er Bakkalaureus[12]. Ein fahrender Astrolog und Magier, stellt er um 1520 dem Fürstbischof von Bamberg, Georg Schenk von Limburg, die Nativität und erhält dafür zehn Gulden Verehrung[13], Philipp von Hessen erwähnt ihn zwanzig Jahre später mit anerkennendem Lobe als Kalender- und Sternkundigen[14], in Huttens Kreise muß er, einem etwas älteren Briefe des Joachim Camerarius (vom 13. VIII.

[10] *Gervinus*, Geschichte der deutschen Dichtung[5]. II. 1871, S. 298.

[11] wie *F. Brie*, Eulenspiegel in England. Berlin 1903, S. 69 will.

[12] *K. Kiesewetter*, Faust in der Geschichte und Tradition. Leipzig 1893, S. 3ff.

[13] *J. Mayerhofer*, Faust beim Fürstbischof von Bamberg. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte III (1890), S. 177f.

[14] *S. Szamatólski*, Der historische Faust. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte II (1889), S 156ff.



1536) zufolge, eine angesehene Stellung innegehabt, ja wahrscheinlich eine eigene kleine Gemeinde von Anhängern um sich gesehen haben[15]. Scharlatanhaft in allen Sätteln gerecht, verschmäht er neben ernster Wissenschaft blenderhafte Zauberstückchen nicht; mit ihnen macht er sich beim Volke bekannt und beliebt. So wird er *der* Zauberer, wie Eulenspiegel *der* Witzbold wurde; was an unglaublichen Anekdoten aus der übersinnlichen Welt von Mund zu Mund geht, wird seinem Namen angeheftet; von den Universitätsstädten, die er besucht, dringt die Faustsage in weitere Kreise, die ihrerseits zu den akademischen Geschichten hinzufügen, was sie an ähnlichen Begebenheiten wissen[16]. Wenn Johann Jacob Wecker z. B. in seinen *De secretis libri* XVII (1582) eine Parallele zu Fausts Abenteuer mit den betrunkenen Bauern bringt, so sehen wir daraus, daß solche Anekdoten schon bekannt sind, ehe unser Volksbuch auf den Plan tritt[17].

Es ist für die Beurteilung des Buches nebensächlich, ob es die erste Sammlung von Faustanekdoten oder im Gegenteil nur das letzte Glied einer langen Entwicklungskette darstellt, die von einem lateinischen Urtext über zwei deutsche Bearbeitungen zu ihm führt, wie man nicht eben mit unbedingter Glaubwürdigkeit nachzuweisen versucht hat[18]. So oder so gesehen, stellt sich der Faustroman als eine von ungeschickter Hand zusammengefügte Kompilation dar, die in ihrem dritten Teil, ganz in der Art des Eulenspiegels, Zauberschwänke des Helden ohne besondere innere Verbindung aneinanderreiht, sich aber damit nicht genug sein läßt, sondern in zwei einleitenden Kapiteln allerlei Material über magische Begebenheiten zusammenhäuft, das ihrer protestantisch- und moralisch-tendenziösen Absicht gelegen kommt. Das harte Urteil, das Milchsack über das Werk fällt, entbehrt nicht tieferer Begründung: ein roh zusammengewürfeltes

[15] *G. Ellinger*, Das Zeugnis des Camerarius über Faust. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, II (1889), S. 314ff.

[16] *R. Petsch*, Die Entstehung des Volksbuches von Doktor Faust. Germ.-Roman. Monatsschrift, III (1911), S. 207ff., sieht die Universitätskreise (Erfurt, Wittenberg, Leipzig, Ingolstadt) allein als Nährboden der Sage an.

[17] *L. Fränkel*, Neue Beiträge zur Literaturgeschichte der Faustfabel. Euphorion II (1895), S. 756.

[18] *R. Petsch*, Die Entstehung des Volksbuches vom Doktor Faust, S. 216ff.

Material, roh eingeteilt nach ganz äußerlichen Gesichtspunkten, überall Längen und Wiederholungen, Unklarheiten und Widersprüche gerade an Stellen, wo wir meinen, den faustischen Genius hervorbrechen sehen zu müssen, das Ganze übergossen mit einer wässerigen moralisierenden Brühe und in einer Sprache, so ungelenk und stilistischer Klarheit und Rundung so sehr entbehrend, daß man trotz oft eingestreuter theologischer Brocken zweifelt, ob der Schreiber wirklich eine theologische und überhaupt eine gelehrte Bildung empfangen habe[19]; diesen Tatsachen gegenüber bleiben alle Ehrenrettungsversuche, so temperamentvoll und begeistert sie auch geführt wurden, ohne Aussicht auf tieferen Erfolg[20]. Der Verfasser sieht seinen Ehrgeiz durchaus nicht darin, eine einheitliche Darstellung des Zauberers und Menschen zu bieten; die verschiedenartigen Quellen, die er aneinanderfügt, stimmen nicht zusammen, so ergibt sich ein zwiespältiges, widerspruchsvolles Bild. Rastloser Philologenarbeit ist es gelungen, die unbekümmerte Arbeitsweise des Verfassers fast völlig aufzudecken: wir wissen, woher er das Material für Fausts Reisen genommen hat[21], wissen, daß der Lucidarius und andere Werke seiner Art Quelle für die naturwissenschaftlichen Stellen sind[22], daß er die einzelnen Länder eines nach dem andern nach den Kapitelüberschriften von Sebastian Münsters *Mappa Europae* (1536) aufzählt, unter Zuhilfenahme von Jobsts *Chronologia* (1536)[23], daß die Verse aus der Aurifaberschen Ausgabe der

---

19 *C. Milchsack*, Historia D. Johannis Fausti des Zauberers nach der Wolfenbütteler Handschrift. Wolfenbüttel 1892, S. XIII.

20 *A. Seeger*, Das Faustbuch von 1587. Programm des Victoriagymnasiums Burg 1905, S. 13, sieht als Grundmotive die Faustsche Forscheridee: „Ein begabter junger Theologe verschreibt sich aus heißer Wißbegier dem Teufel, wird von ihm in die Geheimnisse der überirdischen und irdischen Welt eingeführt, bis er nach Ablauf der Vertragsfrist von 24 Jahren dem Satan verfällt." Er ist besonders beeinflußt von *W. Meyer*, Nürnberger Faustgeschichten. Münchener Sitzungsberichte, Phil.-Hist. Klasse XX, 1897, der S. 371 dem Volksbuchverfasser ziemlich viel Talent zuspricht. „Der Mann hat versucht, ein Seelengemälde zu zeichnen."

21 *G. Ellinger*, Zu den Quellen des Faustbuches von 1587. Zeitschrift für vergl. Lit.-Gesch. N. F. (1887/88), S. 156 ff.

22 *S. Szamatólski*, Kosmographisches aus dem Elucidarius. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte I (1888), S. 161 ff.

23 *H. Hartmann*, Fausts Reisen. Vierteljahrsschrift f. Lit.-Gesch. I (1888), S. 183 f.

Tischreden Luthers[24], die poetische Stelle von den Adlerflügeln, die Faust an sich nimmt, aus Luthers Bibel stammen. Hartmann Schedels Chronik liefert theologische, astronomische und geographisch-historische Zutaten[25], Hondorffs *Promptuarium exemplorum* (Ausgabe von 1572) wird benutzt[26], die Liste der Fische und Vögel, die Faust herbeizaubert, ist aus dem *Dictionarium Latinogermanicum et vice versa germanicolatinum* (Straßburg 1535) abgeschrieben[27], Brants Narrenschiff, das Lexikon des *Petrus Dasypodius*[28], Wolf Wambachs Erfurter Chronik[29] sind ausgebeutet; eine Historia von Hans Sachs liefert den Beweis, daß die erzählten Anekdoten schon bekannt sind[30]. So geht der Verfasser weit über das Maß des Eulenspiegelautors hinaus; aber indem dieser seine Lesefrüchte mit Geschick dem überlieferten Stoffe einfügt, wahrt er die Einheitlichkeit des Ganzen, die bei jenem so oft verloren geht. Faust — und mit ihm sein Trabant Wagner — bildet demnach das Extrem einer Arbeitsmethode, die, im Fortunat angewandt, im Eulenspiegel ihren künstlerischen Höhepunkt erreicht[31].

Vorgänge, wie bei Faust und Eulenspiegel, begegnen uns bereits im Volksepos; Karl der Große, Wilhelm von Orange sind dort die Namen, unter denen sich die Sagen mannigfaltigster Her-

---

24 *Stuckenberger*, Faustbuchquellen. ebda. I, 189f.; *Fränkel*, Entlehnungen im ältesten Faustbuch. ebda. IV (1891), S. 361ff.

25 *G. Milchsack*, Historia D. Johannes Fausti S. XXII.

26 *H. Wendroth*, Hondorff als eine Quelle des Faustbuches. Euphorion XI (1904), S. 701ff.

27 *Bauer*, Faustbuchquellen. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte I (1888), S. 190ff.

28 *A. Bauer*, Entlehnungen im ältesten Faustbuch. ebda. IV (1891), S. 381ff.

29 *S. Szamatólski*, Faust in Erfurt. Euphorion II (1895), S. 39ff.

30 *E. Schmidt*, Faust und Luther. Berliner Sitzungsberichte. Phil.-Hist. Klasse 1896, I, 585ff.

31 Im Gegensatz zu dieser Auffassung sah *Kuno Fischer* (Goethes Faust[6] I, Heidelberg 1901, S. 151) im Faustbuch einen durchaus erfundenen und erdichteten Roman; *H. Grimm* stellte es als bewußt konstruierte Schöpfung (Pendant zu Augustin) dar (Die Entstehung des Volksbuches vom Dr. Faust. Preußische Jahrbücher 47, 1881, S. 445ff.): gerade die Zauberepisoden, die den eigentlichen Kern bilden, faßte er als jüngste Zusätze auf. Auf die Widersprüche im Faustbuch machte *J. Dumcke* (Die deutschen Faustbücher, Phil. Diss. Leipzig 1891) nachdrücklich aufmerksam (S. 11).

kunft sammeln[32]. In unserer Zeit stellt sich den zwei besprochenen noch ein drittes Beispiel zur Seite; kein einzelner Mensch, sondern eine ganze Gruppe, eine größere Gemeinschaft von Personen bildet hier den Sammelpunkt der sich vereinigenden Schwänke und Anekdoten, die, wie sich die Eulenspiegelgeschichten unter dem Oberbegriff einer bestimmten Scherzart, wie sich die Faustabenteuer als Zaubereien darbieten, all die Ortsneckereien, all den Nachbarspott in sich bergen, der zu jenen Zeiten von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt getragen wird: es ist das Lalebuch, das nun den Bewohnern des sächsischen Städtchens Schilda[33] die Rolle zumißt, die im Altertum die Tirynthier einnahmen. Auf dem Titelblatt stehen die Worte: *mit Priuilegien des Authoris allezeit zu verbessern vnd zu vermehren, aber nüt nachzudrucken;* sie könnten ebensogut über Fortunat, Eulenspiegel oder Faust stehen und kennzeichnen jedenfalls Absicht und Stellungnahme des Bearbeiters zur Genüge. Der eigentliche Leitgedanke, unter den er seine gesammelten Schwänke stellen will: *consuetudo altera natura* wird vom ersten Streich ab durchbrochen; mit ihrer ersten, noch bewußt geübten Torheit sind die Lalebürger vollendete Narren. So reiht sich Schwank an Schwank, Torheit an Torheit; der führende und verbindende Gedanke geht verloren; wie bei Eulenspiegel und Faust können spätere Auflagen hinzusetzen oder fortlassen, was ihnen beliebt, ohne das Werk zu verstümmeln. Die Geschichte braucht nie ein Ende zu haben, wie die Fortsetzungen beweisen[34].

Diesen Charakter des Werkes hat die Forschung früh erkannt; bereits Uhland sieht im Lalebuch ein typisches Beispiel für die Umwandlung von Schwänken in den komischen Roman[35]. Lange vor ihm bemerkt Christoph Langer, daß sich in diesem Buche Anekdoten aus Bebels Fazetien und Freys Gartengesellschaft wie-

---

[32] Vgl. *John Meier*, Werden und Leben des Volksepos. Baseler Rektoratsrede. Halle 1909, S. 7 f.

[33] *L. Arbusow* (Schildbürger in Livland. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, I, 1888, S. 475 ff.) will Bauske als die Heimat der Schildbürger, einen Magister Martinus Neydhart als Verfasser erweisen.

[34] *B. Steiner*, Ludwig Tieck und die Volksbücher. Berlin 1893, S. 13.

[35] *L. Uhland*, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage II. Stuttgart 1866, S. 568.

derfinden[36], und die neuere Forschung hat als Quellen außer diesen beiden die Schwanksammler Montanus, Schumann, Kirchhof und auch Caspar Scheid erwiesen, die der Bearbeiter des Lalebuches zum Teil wörtlich ausschreibt[37]; eigenes hat er wie der Faustautor dem Werke nicht hinzugefügt. Er macht auch selbst gar kein Hehl aus seiner Arbeitsweise: sagt er doch, er habe seine Historien *in eyl auffgezwackt, etlicher massen in ein ordnung gebracht, vnd folgender massen verzeichnet;* seine Berufung auf eine rotwelsche Vorlage sucht lediglich die Aufmerksamkeit von den wirklichen Quellen abzulenken und so den wahren Sachverhalt zu verschleiern. Die Fortsetzungen des Buches verfahren ganz in seinem Sinne; drei Viertel der „Hummeln" z. B. bestehen aus einer Prosaauflösung von Scheids Grobianus, von dem nicht nur die Worte, sondern zum Teil auch die Verse übernommen werden.

Neben dieser Feststellung hat die Frage nach Namen und Stand des Verfassers nur eine nebengeordnete Bedeutung[38]. Sehr wahrscheinlich müssen wir ihn in Süddeutschland, am Oberrhein suchen; vielleicht ist er Angehöriger der Straßburger Universität, jedenfalls katholisch und Jurist. Das Schildbürgerbuch hat einen andern, anscheinend mitteldeutschen Bearbeiter[39]. Jeep hat versucht, einen Wittenbergischen Juristen als Verfasser beider Werke zu erweisen, der sich, von den Bewohnern Schildas gelegentlich einer Visitation gekränkt, durch eine satirische Verhöhnung ihrer Gemeinde rächt (Lalebuch) und sie schließlich völlig entlarvt (Schildbürgerbuch)[40]; um seiner Hypothese sicheren Boden unterzubreiten, muß er ein Entwicklungsschema konstruieren, das dem von uns gefundenen genau entgegenläuft: der Antrieb zum

36 *J. Christoph Langer*, Verteidigung der Stadt Schilda. Wider die gemeinen doch ungebührlichen Auflagen. Frankfurt-Leipzig 1747, S. 9, 16, 35f.

37 *E. Jeep*, Hans Friedrich von Schönberg. Wolfenbüttel 1890, S. 21; *K. Goedeke*, Schwänke des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1879, S. XXII.

38 *S. Singer*, Der Verfasser der Schildbürger. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte I (1888), S. 274ff. bemüht sich um die Entzifferung des Anagramms, das das Titelblatt bietet, wird aber von *E. Schröder*, Die Heimat des Buches der Schildbürger (ebda., I, 471 ff.) humorvoll abgewiesen.

39 Das Lalebuch (1597) mit den Abweichungen und Erweiterungen der Schildbürger (1598) und des Grillenvertreibers (1603), hg. von *K. v. Bahder* (Hallesche Neudrucke 236—239; 1914), S. IVff.

40 *H. Jeep*, Hans Friedrich von Schönberg. Wolfenbüttel 1890.

Werke sei der Ärger über die Bewohner Schildas gewesen, der sich dann in einer Satire Luft gemacht habe; so sei Schilda als Narrenort ins Bewußtsein des Volkes übergegangen, dessen dichterische Tätigkeit nun erst eingesetzt habe. Vergleiche mit Fortunat, Eulenspiegel und Faust lehren im Gegenteil, daß die Sammlung den Abschluß der dichterischen Tätigkeit des Volkes darstellt; die Lale- und Schildbürgerbücher sind keine „Personalsatire", nicht „die Revanche eines geistreichen Gelehrten für erlittene Kränkung"[41], sondern eine Sammlung von bekannten Ortsneckereien, die, anfangs an einem imaginären Ort stationiert, schließlich an Schilda geheftet werden.

Diese Technik der Volksromane: aneinanderzureihen, ohne großes Gewicht auf die innere Verknüpfung zu legen, zeigt sich nicht nur in der inneren Diktion der Werke, in ihrem ganzen Wurf, sondern auch in der Art zu erzählen, und hier fast noch augenfälliger als dort. Es sind die Kapiteleingänge, die hier bezeichnend sind: sie wahren die Verbindung mit der vorhergehenden Historie nur in den seltensten Fällen, sondern haben ihre eigene Einleitung, die ihre Selbständigkeit erweist. Im Fortunat, der unter den vier Werken noch am stärksten den Charakter des einheitlichen Romanes wahrt, findet sich diese Eigenart am wenigsten, im Eulenspiegel, der am freiesten von Moralsucht und Tendenz ist, ist sie besonders stark. Wir bemerken, daß gern Sprichwörter oder Sentenzen an den Eingang seiner Historien gestellt werden: *recht bewert arztny schücht man zu zeiten vmm eins cleinen gelts willen vnd man mus den landlöfferen offt noch so vil geben* (Hist. 16); *rüw gibt brot* (Hist. 18); *nieman sol sich betrüben, daz dem schalckhafftigen iuden ein oug verhalten wurt* (Hist. 35); *alles dings waren die leütt etwan nit so schalckhafftig als ietz, sunderlichen die landlüt* (Hist. 36); *grosslistig lüt sein dy swaben, vnd wa die des ersten hin kumen vmb narung, vnd die nit finden, da verdirbt ein anderer gar, doch seind ir etlich auch mer geneigt vff den bierkrug vnd vff dz suffen, dan vff ir arbeit, desshalben ir werkstat vfft wüst ligen* (Hist. 54); *bosse vnd zornig nachred bringen bösen lon* (Hist. 84): es ist die Art der Beispielsgeschichten, so zu beginnen; ähnlich beginnen auch die Exempelanekdoten der Sieben weisen

[41] ebda., S. 63.

Meister. Andere Historien kennzeichnen sich wiederum durch ihren Eingang als selbständige Schwänke: *Abentürliche ding trib Ulenspiegel in dem land zu Hessen* (Hist. 27); *in allen landen het sich Ulenspiegel nit seiner bossheit bekant gemacht, vnd wa er vor einmal gewesen waz, da wz er nit wilkum, es wer dan das er sich vercleidet, dz man in nit kant* (Hist. 31); *Ulenspiegel was künstlich in der schalckeit* (Hist. 52); *mit durchtribner schalckheit was Ulenspiegel geweihet* (Hist. 34); *vil schalckheit Ulenspiegel den schuch machern gthon nit allein an eim ort sunder an vil enden* (Hist. 47); *schnell kund Ulenspiegel einer guten schalckheit geraten, als er wol beweise zu Leipzig* (Hist. 55); *Ulenspiegel kunt sein schalckheit nit lassen* (Hist. 60); *gesottens vnd gebratens wolt ulenspiegel allzeit essen darumb musste er sehen wa er das neme* (Hist. 68); *seltzame vnnd lecherlich ding treib Ulenspiegel zu Bremen* (Hist. 70); *horen was Ulenspiegel zu Stasfurt getrieben het* (Hist. 83); *recht vnd redlich bezalt Ulenspiegel einen hochlender* (Hist. 86) usw.; ähnliches findet sich auch im Faust: *in Eissleben ist ein comet gesehen worden, der wunder gross war; dem doct. Fausto, wie man zusagen pflegt, traumete von der helle,* oder im Lalebuch: *die Lale waren handlich daran mit jhrer narrey vnnd trieben solche so vil, dass sie es in gewonheit brachten; die Lalen waren ernsthafft in jrem thun, sonderlich in betrachtung des gemeinen nutzes; zwen bawren zu Laleburg waren nachbaurn, hatten jre häuser nahe an einander:* jeder dieser Eingänge gibt eine vollständige neue Einleitung, die auf bisher Erzähltes gar keine Rücksicht nimmt, und ebensogut über dem ganzen Buch stehen könnte. So erzählt einer, der einen ganz bestimmten Fall, keinen völligen Roman berichten will: eine Sammlung von Anekdoten und Geschichten sind diese Bücher auch nach dem Zeugnis ihrer Kapiteleingänge, die nichts weniger als eine Verknüpfung und Verbindung von Historie zu Historie darstellen. O. L. B. Wolff würde in unsern Volksromanen kaum gute Romane erblicken[42].

Unter den Werken der andern Gattung hat das Siegfriedbuch in seiner Entstehung noch die meiste Ähnlichkeit mit den

[42] *O. L. B. Wolff*, Allgemeine Geschichte des Romans von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. Jena 1841, S. 19: „Ein guter Roman ist Nichts, als eine Reihe geschickt miteinander verknüpfter Novellen."

Volksromanen. Keine späte Auflösung des Liedes vom hürnen Seyfrid, wie man unter Uhlands Einfluß[43] lange Zeit angenommen hat[44], entstammt seine Überlieferung einer viel früheren Zeit, möglicherweise dem dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts[45], wie eine Vergleichung mit Füetrers Bearbeitung von Albrecht von Scharfenbergs Seifrid de Ardemont lehrt[46]. In diesen alten Stoff nun werden Episoden aus andern Quellen eingeschoben[47]; so entsteht, freilich in weitaus geringerem Umfange, eine Kompilation nach der Art des Fortunat. Aber die Linie ist hier doch gerader, das Ganze einheitlicher; zwischen den einzelnen Abschnitten verschiedener Herkunft sind keine besonders fühlbaren Risse, *ein* Held, *eine* Handlung wird dargestellt, und jede Historie hat ihre Bedeutung für die Gesamtheit der Handlung, aus der sie nicht ohne weiteres entfernt werden kann.

Schon aus diesem Beispiel erhellt die starke stoffliche Gebundenheit, durch die der Bearbeiter des volkstümlichen Romans gegenüber dem freischaltenden Autor des Volksromanes in gewisse Grenzen gebannt ist. Er hat eine Vorlage, und gleichgültig, ob sie in einer fremden oder seiner Muttersprache abgefaßt ist, sie bedeutet für ihn eine Ziel- und Richtunggebung, die er beobachten muß. Die meisten Prosaauflöser oder Übersetzer hängen sehr an ihrem Originale, von dem sie sich nicht ohne Not entfernen, und das sie höchstens einmal durch eine erklärende oder erziehende Anmerkung erweitern; Tristrant, Oswalt[48] und Phyloconio und Eugenia sind hier typische Beispiele. Das Kleben an der Vorlage führt oft zu großen Ungereimtheiten; der Übersetzer von Herpin überträgt die Worte seiner Quelle: *et je vous chanterai une bonne chanson* getrost durch: *Ich wil euch singen*

[43] *Uhland*, Schriften I (1865), S. 427.

[44] so noch *W. Golther* in seiner Ausgabe des Volksbuchs vom gehörnten Siegfried (Hallische Neudrucke 81/82, Halle 1889), S. XXVff.

[45] *G. Brockstedt*, Noch einmal das Volksbuch vom „gehörnten Siegfried". Herrigs Archiv 125 (1910), S. 288ff.

[46] *F. Panzer*, Merlin und Seifrid de Ardemont von Albrecht von Scharfenberg in der Bearbeitung Ulrich Füetrers. Bibliothek des Literarischen Vereins 227, S. CXIIff.

[47] *F. Brie*, Das Volksbuch vom „gehörnten Siegfried" und Sidneys „Arcadia". Herrigs Archiv 121 (1908), S. 287ff.; *G. Brockstedt*, Zu der Abhandlung Friedrich Bries usw., ebda., 123 (1909), S. 155ff.

[48] *A. Edzardi*, Die Stuttgarter Oswaltprosa. Germania 20, 190ff.

ein lied; erst spätere Handschriften ändern sinngemäß in *gut hystori* um. Aber auch Bearbeiter wie Thüring von Ringoltingen, der von sich bekennt, er habe *den sinn der materye nit gantz nach dem welschen gesetzt, doch die substantz der matery so best er künd, begriffen* und der demgemäß die ganze Anlage des Werkes ändert, indem er die fünfzehn langen Kapitel seiner Vorlage in sechsundsechzig übersichtliche Abschnitte auflöst, der ihm unzweckmäßig erscheinende Episoden und Rührszenen fortläßt und statt ihrer gelehrte oder ethische Reflexionen einschiebt, selbst solche Bearbeiter sind an ihren Stoff gebunden und können sich nur innerhalb eines verhältnismäßig eng gezogenen Kreises frei bewegen. Die Rahmenerzählung im Lalebuch ist geistiges Eigentum des Kompilators; die der Melusine, der Sieben weisen Meister sind von der Quelle übernommen und lassen in keiner Weise Schlüsse auf Art und künstlerischen Geschmack des Bearbeiters zu. So tragen die Volksromane ein viel individuelleres Gepräge als die volkstümlichen; Fortunat, Faust, Eulenspiegel, Schildbürger sind Welten für sich, unvertauschbar mit einander, sind Gattungsbegriffe und Prototypen; zwischen Oktavian und Fierabras, Olwier und Loher, Siegfried und Wigoleis bestehen nur kleine Unterschiede äußerlichen Erlebens, keine innerlicher Natur. Dort Charaktere, hier Schablonen; wer den Typ des Zauberideals deutscher Übergangszeit kennenlernen will, muß den Faust lesen; wer in die ritterliche Epigonenwelt hineinzublicken wünscht, hat die Wahl zwischen ein paar Dutzend Werken, und wenn er ihrer eines gelesen hat, kennt er sie alle.

Mit Herkunft und Entstehung hängt naturgemäß die innere Formgebung auf das stärkste zusammen. Eulenspiegel, Faust und Schildbürger umfassen das eigentliche volksmäßige Gut der Reformationszeit, das aus Deutschland in die Nachbarländer dringt[49], gleichsam als Gegengabe für die Flut der ritterlichen Romane, die ihm gegeben werden. Hält man diese Bücher neben die volkstümlichen Romane, so erscheinen sie fast wie bewußte Gegenstücke zu jenen[50]; unmittelbarer, natürlicher reden sie zu ihren Lesern, und selbst der Faust erscheint bei all seiner Tendenz und

[49] *E. Martin*, Beiträge zur elsässischen Philologie. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens. XIII (1897), S. 203.
[50] So auch *A. C. Vilmar*, Geschichte der deutschen Nationalliteratur[6]. Mar-



Moral, mit der ihn sein ungeschickter Bearbeiter umkleidet, wie eine Befreiung gegenüber der Servilität und Pedanterie der Haymonskinder oder der Melusine. Das glücklichste Geschick hat der Eulenspiegel; tendenzlos geht sein Verfasser an ihn heran, ohne einen Willen zur Moral oder prunkenden Gelehrsamkeit, *nur allein vmb ein froelich gemit zu machen in schweren zeiten, vnnd die lesenden vnd zuhörenden mögen gute kurtzweilige froeden vnd schwenck daruss fabulieren,* und mit lustigen Worten tut er den Zweck seiner Arbeit kund: *vnd dienet dise mein geschrifft aller best zu lesen (vff dz der gots dienst nitt verhindert werd) so sich die müss vnder den bencken beissen vnnd die stund kurtz werden vnnd so die braten birn wol schmecken bei dem nuwen wein.* Eulenspiegel ist der Held eines bisher mit völligem Stillschweigen oder beißender Ironie erdrückten Volksteiles, seine spöttischen Taten sind eine lustige Rache am Unrecht der Jahrhunderte: in den Jahrhunderten des Standesbewußtseins muß er so eine außerordentliche Bedeutung erhalten. Wie beliebt seine Figur wird, erzählt Fischart in seiner Vorrede zum Eulenspiegel Reimensweiß: *dieweil mann den armen Eulenspiegel — nun viel har her in mancherley weiss art, sprachen, format, gross vnd klein, grob vnd gmein, figürlich vnd onfigürlich, zierlich vnd vnzierlich, aber doch alle viesierlich, aussgangen, vnd im truck sehen worden.* John Brinkman zeigt ein feines Verständnis für die tiefere Bedeutung des Volksromans, wenn er Gott auf dem Grabe des „richtigen Ulkmeisters und Spaßmakeroltgesellen" rastend, sagen läßt[51]: „Grar dei lütt Mann achter dei Plaugschar und den Hakenstirt, achter Huwelbänk un Ambolt, in den Kneireim und up den Sniderdisch, dor passt sick so'n Uhlenspiegelstückchen sir gaud hin, dat vermündert und verfrischt sei dusendmal bäter bi er ewige Arbeid es den Düwel sin knäpigste duwwelte Kaem. Da is er jo so notwennig as dat Solt up dat Brod, und dei lustige Weisheit, dei ut den Volksmund flütt, hölt dat och nich gegen mit Evangelium Stich, so rangiert sei doch achter Salomonissen un Jesus Sirachen. Allein dei ein Witz von

burg 1856, S. 392. Von ihm ist die Darstellung *G. Webers*, Allgemeine Welt geschichte, X. Band, Leipzig 1886, S. 895 abhängig.

[51] *J. Brinckman*, Uns' Herrgott up Reisen, 1870. Vgl. auch *J. Winckler*, Der toll Bomberg, S. 157 ff. *Klabund*, Bumke.

Uhlenspiegeln mit den Klang vom sie Geld dei ward so olt warden es dei Welt sülst."

Das Lalebuch kommt dem Eulenspiegel in der inneren Formgebung am nächsten. *Männiglichen zu ehrlicher kurtzweil vnd zeitvertreibung* will es dienen; der moralische Nebenton tritt neben diesem Unterhaltungszweck nur schwach hervor, wenn auch nicht verhehlt wird, daß durch das Werkchen ein Gegengewicht zu den *groben zotten im rollwagen, gartengesellschaft, cento nouella, katzipori vnd andern vnreimen scribenten, welche wol aussschneidens bedörfften,* geschaffen werden soll. Der Witz ist nicht mehr so frei, so unbekümmert, wie beim Eulenspiegel; während man dort das Volk selbst erzählen zu hören vermeint, tritt hier doch die Person des Bearbeiters oft störend zwischen Stoff und Leser; geschraubter Ausdruck, unvolksmäßige Pointe und Ironie verbrämen die Schwänke. Aber all dies Drum und Dran kann die lebensvolle, volkstümliche Kraft der einzelnen Historien, die in bunter Schar am Leser vorüberziehen, nicht schwächen; immer wieder und gerade an den Höhepunkten gewinnt der Stoff Gewalt über den Bearbeiter, läßt dieser Reflexion und Ironie fallen und erzählt, wie der Bauer am Biertisch, derb und gedrängt, ohne Nebenabsicht. Erst im Grillenvertreiber geht diese Natürlichkeit völlig verloren; während die Vorrede des Schildbürgerbuches noch ein großer lustiger Schwank ist, beschäftigt sich die Einleitung des Grillenvertreibers eingehend und philosophisch mit dem Problem der Narrheit; die Absicht ist eine andere geworden, und der neue reflektorische Zweck beherrscht das Ganze, damit ist das Buch dem Empfinden des Volkes unendlich fern gerückt; „ein Bild nach seinem Wollen" [52] ist das Werk nun nicht mehr.

Weniger kennzeichnet sich der Fortunat als Kind des Volkes; er gehört weniger aufs Land als in die Stadt, und die Märchenmotive, die sich in ihm finden, sind wohl schon damals mehr Kindern als Erwachsenen geläufig gewesen. Sein Held ist das Ideal des Bürgers, des Kaufmanns; ritterlichem Wesen zwar in gleicher Weise fremd wie Eulenspiegel oder Faust, fehlt ihm doch das eigentlich Heldenhafte, das jener durch seine landweite Berühmtheit als Narr, dieser durch seine Zauberkraft be-

[52] Vgl. *E. Fehrle*, Badische Volkskunde I. Leipzig 1924, S. 72, wo er über Formwillen und Schaffungsvermögen des Landvolkes spricht.



sitzt, und hätte er nicht Säckel und Wunderhütchen, wäre er ohne alles Interesse. So aber grenzt seine Welt an die Fausts, des Besitzers des Zaubermantels, und grenzt auch an die Landstraßenwelt des fahrenden Mannes Eulenspiegel. Der starke soziale Zug, der den eigentlichen Grundgedanken bildet (ein ganz Armer wird ganz reich), trägt zur Volkstümlichkeit bei. So vervollständigt dieses Buch das Bild der Freiheit, auf der die neue Kultur beruht: Bürger, Landvolk, Gelehrte finden in Fortunat, Eulenspiegel und Faust ihre ideale Verklärung.

Dadurch, daß ein Gelehrter versucht hat, im Faust das Charaktergemälde des Gelehrten zu zeichnen, ist dieses dem Empfinden des Volkes ferner gerückt. Zwar wenden sich auch die beiden ersten Teile des Buches an weiteste Kreise und sind aus Begehren und Empfinden breitester Schichten herausgewachsen, all die eschatologischen Gespräche, die Reisen über Land und Meer, zum Himmel und zur Hölle, aber volkstümlich ist doch allein nur der dritte, „teils ergetzliche, teils gruselige Abschnitt“ [53], er verschafft dem Werke seinen durchschlagenden Erfolg, er schlägt die Verbindungsbrücken zu den andern Historien- und Schwankbüchern. Es ist ähnlich wie beim Lalebuche: die beiden den Auftakt bildenden Teile stehen unter der völligen Macht bewußter Reflexion, Tendenz und Moral, im dritten bekommt der Stoff die Herrschaft über den Bearbeiter, nun fließen die Geschichten ohne Störung lustig vorüber. Man fühlt, daß hier etwas erzählt wird, was ganz andere Bedeutung hat als die Fragen nach der Beschaffenheit der Hölle oder der Seligkeit der gefallenen Engel; die Stimmung wird gemütlicher, einfacher, die Plauderei tritt an die Stelle der Belehrung; Faust wird nicht mehr wie im Anfang mit den Augen des kritischen Mitgelehrten, sondern mit den bewundernden des Laien betrachtet. Die Zimmernsche Chronik wünscht die Aufzeichnung der Faustanekdoten, nicht der Faustgespräche; man fühlt: „Eine so wichtige, dem Volksinteresse wie dem Volksglauben gleich wertvolle Sage wollte aufgezeichnet und literarisch fortgepflanzt werden“ [54]. Und es sind nur die ersten Abschnitte,

[53] *E. Schmidt*, Faust und Luther. Sitzungsberichte Berlin. Phil.-hist. Klasse 1896, I 569. Vgl. ferner *E. Wolf*, Faust und Luther (Halle 1912), der in Faust eine antiprotestantische Persiflage Luthers erblicken will.

[54] *K. Fischer*, Goethes Faust[6] I. Heidelberg 1901, S. 103f.



die der Erzählung ihre Naivität und Einfachheit rauben[55]; im dritten stellt sich Faust nach Ton und Erzählungsart den andern Volksromanen durchaus gleichförmig an die Seite. Seine innere Verwandtschaft mit Eulenspiegel hat bereits Gervinus beobachtet[56]; auch er ein Landfahrer, auch er zu Späßen geneigt — wie weltverschieden ist der Faust, der Sultan und Papst foppt, der Studenten und Bauern spöttisch ängstigt, von dem, der mit Mephisto lange und geschraubte Gespräche über die fernsten Dinge führt! Und wenn beide, er sowohl wie Eulenspiegel, freilich mit entgegengesetztem Erfolge, Flugversuche unternehmen, so erkennen wir in dieser Übereinstimmung die Sehnsucht des Volkes nach der Erreichung eines Zieles, das Männer wie Agrippa, Cardanus und Porta zu Grübeln und Versuch reizt, und dessen Verwirklichung noch Jahrhunderte auf sich warten läßt.

Zu dieser stark individuellen Prägung der Volksromane, die wiederum doch Wunsch und Willen ganzer Klassen darstellen, steht die typische Formgebung der volkstümlichen Romane in schroffem Gegensatz. Es ist beobachtet worden, daß es im romanischen Abenteurerromane immer die Ereignisse sind, die den Leser fesseln, während die Menschen nur als Träger solchen Geschehens interessieren; im Deutschen dagegen steht der Held im Brennpunkt der Aufmerksamkeit[57]. Ähnlich stehen sich die beiden großen Gattungen der Volksbücher gegenüber. Es ist der Unterschied zwischen der Freude am eigenen Gedankengut und der am fremden Stoff, der den Volksroman vom volkstümlichen scheidet; dort regt das Buch zum Fortfabulieren an, hier wird es als Fertiges, Ganzes, an dem nichts mehr zu ergänzen oder zu ändern bleibt, entgegengenommen. Es „wird allmählich immer weniger ernsthafte Angelegenheit der Nation“[58]. Fortunats Wundersäckel ist einzig in seiner Art; Tristrants Schwert *wahin daz mit krafft ward geschlagen, mocht kein stahel vor im besteen,* unterscheidet sich in Nichts von Siegfrieds Waffe. Faust

[55] was *S. Szamatólski*, Das Faustbuch des Christlich Meynenden (1725), Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 39. Stuttgart 1891. S. V., verkennt.

[56] *G. G. Gervinus*, Geschichte der deutschen Dichtung [5]. Leipzig 1871, II 541.

[57] *R. Müller-Freienfels*, Die Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur. München 1922, S. 163.

[58] *R. Benz*, Die deutschen Volksbücher. Jena 1913, S. 39.

ist in Erlebnis und Lebenswillen ein durchaus markanter Charakter; der Raymund der Melusine ist ein *lehrbegieriger jüngling*, genau wie der Reinold der Haymonskinder oder Magelonens Peter. Immer wieder spürt man, daß diese Bücher durch emphatischen Rhapsodenvortrag eine gleichförmige Grellheit der aufgetragenen Farben erhalten haben, die alle zarteren Wirkungen beschaulicher Erzählungskunst erdrückt[59]; sie werden vorgetragen, jene erzählt: das ist der Unterschied.

So hängt es nicht mit dem völligen Fehlen ritterlichen Erlebnisses in den Volksromanen zusammen, daß diese nichts von dem Blutdurst, der Freude am unmäßigen Morde an sich haben wie jene volkstümlichen Romane. Nur dem Franzosen wird all dies zur Wollust[60], der Germane ist ihm abhold. Durch die Eindeutschung der *chanson-de-geste*-Dichtung gewinnt solch Element in den sog. Volksepen Heimatrecht[61]: die höfische Dichtung empfindet es als unfein und hält es von sich fern. Aber in den Rittergeschichten der Volksromane leuchtet es wieder auf; die Dichtung, die nur durch Übersteigerungen glaubt wirken zu können, verstärkt auch den Mord ins Maßlose. In Eilhards Tristran heißt es (vgl. 6082 f.):

der hêren mit den mannen
wart dô harte vele irslagin,

daraus vergröbert der Roman: *ward der streit als gross, das man an etlichen enden im blut gienge biss zum knye;* in der Melusine wird erzählt, *wie der christen schwerdter unter den unglaubigen obsiegten, und derselbigen köpfe, gleich den kraut häuptern, von ihren rümpfen, als ob sie niemahls dagestanden wären, abhuben;* im Siegfried schlägt ein Held dem andern *eine solche tieffe wunden, dass das blut hauffen-weise von ihm lieff;* das Hugscheppelbuch erzählt: *ir keyner schonete des anderm als lützel als die metziger yres viches schonent, so sy is under die fleysch bencken stechen vnd slagen.* Zwischen dieser Blutgier und

59 Vgl. *L. Wolf*, Der groteske und hyperbolische Stil des mittelhochdeutschen Volksepos. Palästra XXV (1903), S. 4.

60 *G. Roethe*, Von deutscher Art und Kultur. Berlin 1915, S. 13.

61 Vgl. *L. Wolf*, Der groteske und hyperbolische Stil der mittelhochdeutschen Volksepos, S. 82 ff. und Stellen wie König Rother v. 568 ff., Kaiserchronik v. 14087 ff., 16675 ff. u. a. m.

der Vorliebe etwa Heinrich Seuses für grauenhafte Schilderungen[62] bleibt doch eine weite Kluft; zwar sind Nerven und Sinne durch das eigene Zeiterleben zu solchen Erzählungen gestärkt, aber es wäre doch verfehlt, nun in diesen Schilderungen etwa Zeitbilder sehen zu wollen[63]. Fausts Tod ist gewiß nicht sehr zart und ästhetisch gemalt, alle Register des Grausigen sind hier aufgezogen: aber von der Bluttollheit der Ritterromane ist diese Begebenheit, die freilich dem Zeitgeist völlig entspricht, doch weltenweit verschieden.

Auch in anderer Beziehung zeigt es sich, daß die Volksromane bessere Zeitschilderer sind als die Ritterbücher: in ihrer Stellung zum Witz. Es ist die Epoche des uneingeschränkten Humors; Agrippa schreibt sein Lob des Esels, Luther ersinnt die Fabel vom Esel Tierkönig, die Zimmernsche Chronik hallt wider von Späßen und Scherzen aller Art. Als Karlstadt die Reformatoren als Narren brandmarkt, schreibt Luther an Brück: *wohlan so wollen wir narren sein in Christo:* es ist, als ob dieses Wort als Leitsatz über dem ganzen öffentlichen und privaten Leben der Zeit stände. Erasmus bezeichnet im *Lob der Narrheit* die Narren als die glücklichsten unter den Sterblichen und zieht ihr Los dem der Weisen unbedenklich vor; Hans Sachs weiß sich in Schwänken[64] und Meistergesängen[65] gar nicht Genüge zu tun im Darstellen närrischen Erlebens; Sebastian Frank bekennt: *thorheyt zu gelegner zeyt ist die grösste weissheyt.* Wird doch selbst der Tod in solchem Gewande dargestellt[66], wie er auf seinem Holzinstrument, dem „hülzern Gelächter", dem Sterbenden zum Scheiden aufspielt:

[62] *K. Franke*, Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters. Berlin 1910, S. 192ff.

[63] Was *W. Liepe*, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, S. 13 nicht scharf genug hervorhebt.

[64] Z.B. Der Narrenfresser, Das Narrenbad, Der vertretene Narr, Der ungeratene Narr, Der Edelmann mit dem Narren und der Wahrheit, Drei Schwänke des Klaus Narr, Die drei Verwunderungen des Klaus Narr, Der Narrenbruder, Der Kram der Narrenkappen u. a.

[65] Z. B. Der Narrenfresser, Das Narrenbad, Der Edelmann mit dem Narrenmagen, Der Narr mit der Wahrheit, Der Narr mit dem Doktor, Klaus Narr Hosenscheiß und drei weitere Schwänke desselben Narren, Der gestorbene Narr, Der Narr mit dem Windmachen u. a.

[66] Holzschnitt zu *Hans Sachs* „Tod und die zwei Liebhabenden", 1555.



euch hilft kein weinen und kein klagen,
ich muss euchs hülzern gläcbter schlagen.

Die Turnierkämpfe der Gesellenstechen tragen Narrentracht; der Brief soll scherzhafte Unterhaltung bieten[67]; ganze Vereine wie die Gesellschaft der Narrenmutter in Dijon (vor 1450) oder die Geckengesellschaft in Cleve (seit 1381)[68] machen sich Narrheit zur Lebensaufgabe. So werden Narrenfeste gefeiert; in Stockach findet allfastnachtlich ein Narrengericht statt, daß die gesellschaftlichen Zustände verhöhnt[69], Kirchenfeste erhalten komischen Charakter[70]; im Straßburger Münster versteckt sich zu Pfingsten ein Mann auf der Orgelbühne und sucht durch Zwischenrufe die Heiterkeit der Gemeinde zu erregen: selbst der Einfluß Geilers von Kaisersberg, der zweimal gegen diese Unsitte vorgeht (1496 und 1501), vermag keine Änderung zu schaffen[71]. Ist es doch die Zeit der Weihnachtspossen und des Ostergelächters, die Zeit, in der, zuerst in Italien, der Landgeistliche die Rolle des Hofnarren übernimmt[72]! Als Maximilian 1491 Nürnberg besucht, wird ihm zu Ehren ein lächerliches Turnier von spaßhaften Zwergen mit Helmen von Stroh und komischen Waffen aufgeführt[73]: jede Feier ist undenkbar ohne Witz und Gelächter.

So repräsentiert Eulenspiegel seine Zeit, nicht nur eine Klasse der Gesellschaft[74]. Was ein mittelniederdeutsches Fastnachtsspiel ausspricht:

ein schalk stekt ock wol in einem simpln burn[75]

[67] *G. Steinhausen*, Geschichte des deutschen Briefes I. Berlin 1889, S. 85. 106. Albrecht Achilles schreibt an seine Gattin Anna: *flicht narreteiding mit darein dein und der jungfrawen halben;* die Briefformulare enthalten Beispiele für Briefe zur *uffweckung des glächters.*

[68] *Flögel*, Geschichte des Grotesk-Komischen S. 271 ff.

[69] *G. Steinhausen*, Geschichte der deutschen Kultur II² 99.

[70] *F. Fick*, Die Hofnarren, Lustigmacher, Possenreißer und Volksnarren. Stuttgart 1861, II 474 ff.

[71] *G. Steinhausen*, Geschichte der deutschen Kultur II² 126.

[72] *K. Borinski*, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, I. Stuttgart-Berlin-Leipzig 1921, S. 290.

[73] *R. Genée*, Hans Sachs und seine Zeit. Leipzig 1894, S. 55.

[74] Wie *W. Grimm*, Kleine Schriften II (1882), S. 59 meinte.

[75] Mittelniederdeutsche Fastnachtsspiele, hg. von W. Seelmann, Leipzig 1885:

könnte als Leitgedanke über seinem Leben stehen. Von seinen frühesten Lebenstagen an lacht er oder macht er lachen; seine Taufe verläuft nicht ohne peinlich-komischen Zwischenfall, als kleines Bürschlein verhöhnt er derb die Leute auf der Straße, als Knabe schon treibt er schlaue Scherze mannigfaltigster Art. So wandert er über die Welt und weckt das Lachen der Vielen auf Kosten einiger Wenigen; daß die Opfer seiner Späße gewöhnlich auch die unbeliebten Gegenspieler sind und so seine Schalkheiten einen sozialen Charakter gewinnen, macht nur einen kleinen Teil seiner Beliebtheit aus. Auf dem Sterbebett scherzt er noch in witzigen Wortspielen und ersinnt Streiche, die noch nach seinem Tode das Gelächter der Zuschauer hervorrufen werden. Und wie er gelebt hat, so stirbt er: der Sarg entgleitet den Trägern, die ihn in die Grube lassen wollen; Eulenspiegel liegt nicht, er steht begraben.

Die Lalebürger sind ihm kongenial; der Grundsatz des Buches *consuetudo altera natura* wird durch ihre tollen Späße rasch überwuchert und heißt schon von der zweiten Historie ab: Narrheit um jeden Preis! Tieck hat in seiner Erneuerung versucht, dem alten Grundgedanken wieder zu Ehren zu verhelfen; seine Schildbürger denken in ihrem lustigen Treiben immer wieder einmal daran, daß sie ja eigentlich sehr weise Leute seien, und ergehen sich dann in Beratungen über den Fortgang ihres Vorhabens: wie sehr stört aber solche Reflexion den ganzen Ton, die Stimmung des Buches! Die Bauern, die ihre von klugen Frauen eingeübten Verse nicht behalten können, der Schultheiß, der bei allen möglichen Handwerkern, nur nicht beim Kürschner, seinen Pelz zu kaufen wünscht, sein Sohn, der in so derber Weise bei seiner Hochzeit betrogen wird: wie ähnlich ist das alles Eulenspiegelschem Erleben! Es ist so viel Gelächter in diesem „Nibelungenlied des deutschen Lalentums", daß ein ernsthafter Gedanke gar nicht aufkommt. So ist es der Wille der Zeit.

Fortunat und Faust sind ernsthafter, aber auch bei ihnen leuchtet's zuweilen auf wie von heimlichem Spaß, und befreiend bricht sich das Lachen Bahn durch die steife Würde der anderen Schil-

Ein gantz schöne vastelauendes gedicht, rimes wise uthgelecht, worinne etliker buren bedregerie, yegen de börgers klarlik vorstendiget wert (etwa 1522 bis 1525), v. 51.

derung. Das immerjunge Märchenmotiv von den Äpfeln, die Hörner auf der Stirne erzeugen, ist gewiß im Fortunat nicht verwertet, um Mitleid mit der falschen Prinzessin zu erwecken: welch ein komisches Bild bietet sie, wie sie, das Horn groß am Kopfe, trübsinnigen Gesichtes im Bette liegt, vor sich den als Arzt verkleideten Andolosia, der ihre Pein nur ganz langsam verringert! Oder wie witzig ist der Diebstahl des Fliegehütchens erdacht und geschildert, das Fortunat dem Sultan stiehlt! Faust frißt einem Bauern Pferd und Heuwagen weg: wie mögen die Hörer bei solch unglaublichem Kraftstück gelacht haben! Einem andern zaubert er die vier Räder seines Wagens in die Winde, und dieser hat das Nachsehen; betrunkenen Landleuten hext er die Maulsperre an, einem zum Fenster hinausschauenden Ritter zaubert er ein Hirschgeweih an den Kopf, daß dieser nicht vor und nicht zurück kann: das alles sind Bilder, für deren Situationskomik die Volksbuchzeit viel hellere Sinne hatte als die unsere, die über der fabelhaften Zauberkunst das komische Element meist völlig übersieht.

Demgegenüber bleibt der Witz der volkstümlichen Romane ein dürftiges Nebenelement, das sich nur selten hervorwagt, um Würde und Ansehen seiner gespreizten Helden nicht zu zerstören und das, wo es einmal in den Vordergrund tritt, selten über den Witz des Kasperles oder des furchtsamen Schneiders im Märchen hinauslangt; jede individuelle Prägung fehlt ihm. In der Melusine ist es ein Führer Goffroys, der ihn zum Riesen geleitet, der durch seine zitternde Furcht Lachen erwecken soll, in den Haymonskindern ist das Schachspiel zwischen Ludwig und Adelhardt, im Siegfried der Zweikampf zwischen Horcus und Zivelles, im Brandan die Furcht des diebischen Mönches spaßhaft ausgemalt: aber wie schnell hat man das vergessen über dem weiteren Erleben des Helden! Auch beim Faust füllen die Scherze nicht das ganze Buch, aber sie sind leuchtender, sie treten stärker hervor, sie vergessen sich nicht so rasch.

In so verschiedenen Kreisen muß das Bild des Helden ein ganz anderes werden: der Träger der Handlung des Volksromans ist in Charakter und Lebensführung prinzipiell verschieden vom Helden des volkstümlichen Romanes. Das ergibt sich nicht nur aus seiner anderen Umgebung, in der er handelt und wirkt,

aus seinen verschiedenartigen Interessen, seinen verschiedenen Zielen; es folgert vielmehr zunächst aus seiner anderen Stellung zur Umwelt, der er sich gegenüberstellt, während jener sich von ihr treiben läßt. Daß nicht alle Konturen der Charakterzeichnung scharf herausgemeißelt sind, liegt nicht am Wollen, sondern am künstlerischen Unvermögen: diesen Mängeln darf keine bestimmende Bedeutung zugemessen werden.

Was zunächst bei der Schilderung des Volksromanhelden auffällt, ist die absolute und alleinige Herrschaft, die er in Handlung und Geschehen des Werkes ausübt. Bei Fortunat tritt diese Beobachtung noch nicht so scharf hervor; hier tummelt sich noch nach Art der volkstümlichen Romane eine Schar von Nebenpersonen, die durch oder neben dem Helden irgendwann einmal bestimmend in die Handlung eingreifen und ihr ohne Zutun des Hauptheiden eine andere Wendung geben. So zeigt sich in diesem Frühwerke einheimischer Romankunst noch die starke Abhängigkeit vom Vorbild, die wir schon bei anderen Punkten beobachteten. Ganz anders im Eulenspiegel: die Gestalten, die neben ihm hanheln, sind Schatten, wohl kräftig und lebendig gezeichnet, aber doch eben Werkzeug in Eulenspiegels Hand, Spielball seines Witzes. Sie wechseln von Historie zu Historie wie die Namen der Orte wechseln, in denen er seine Stückchen ausübt; es ist für ihn wie für den Kern der Handlung ganz nebensächlich, ob es der Herzog von Anhalt ist, den er foppt, oder der König von Polen oder Dänemark, ob ein Pfaff oder eine Gesellschaft von Schneidern durch seine Späße Gegenstand des allgemeinen Gelächters werden. Seiner Mutter, der einzigen Gestalt, die mit ihm das ganze Buch durchwandert, wird in den wichtigsten Geschichten des Kernteiles gar keine Erwähnung getan, nur in seiner Jugend und am Sterbebett spielt sie eine Rolle, und auch diese ist nicht bedeutungsvoller als die jeder anderen Nebenfigur. Im Faust dasselbe Verhältnis: Mephisto ist nur Diener, Werkzeug, kein selbständiges Wesen neben dem Helden; die Fülle der anderen Personen hat für Faust keine andere Bedeutung als die vielen Gefoppten für Eulenspiegel haben. Es ist bezeichnend, daß auch Helena durchaus Schatten, für seine Charakterbildung und für das weitere Geschehen bedeutungslose Episode bleibt, ein Ding, durch das er sein Sündenbuch vergrößert, keine Gestalt, die

ihn oder sein Erleben beeinflußt; so steht sie auf derselben Stufe wie jede andere seiner halb frevelhaften, halb lustigen Zauberstückchen, durch die er seine Seligkeit verscherzt. Wagner vollends bleibt ganz im Hintergrunde, und selbst der fromme Alte, der in letzter Stunde versucht, sein Seelenheil zu retten, bildet nur eine kurze, wenn er auch ergreifend und dichterisch ersonnene Episode, deren Fehlen weder der eigentlichen Handlung noch dem Helden schaden würde. Die Lalebürger vollends dulden keine Nebenspieler neben sich; die wenigen Fälle, in denen Außenstehende ihnen gegenübertreten, verschwinden in der Fülle der Historien, die sie allein und unter sich ausmachen; ob der Kaiser sich über ihre Torheiten belustigt oder die Handwerker ihren Schultheißen zum besten haben: es ist letzten Endes immer der Autor oder der Leser und ihre Ansicht, die da vertreten werden, keine Gegenspieler, keine Selbsthändler treten ihnen gegenüber. Ganz anders im volkstümlichen Roman, wo der Held doch immer wieder der erste unter vielen ist, der bewundernswerteste unter einer langen Schar von Personen, die oft genug selbständig in die Handlung eingreifen und ihr eine Wendung geben, die der Held weder vorausahnen noch wünschen konnte. Tristrant ist gewiß der Held seines Romans, aber Marke ist es, der ihn zum höchsten Glücke, zum tiefsten Unglück führt; Reinhold ist das stärkste und trefflichste Haymonskind, die Zierde der Ritterschaft; aber der Verrat des Königs Johannes stößt ihn fast ins Verderben, und Malagis bleibt sein letzter Halt. Und selbst der Zufall wird zum tief in das Geschick eingreifenden Helden: in die nach Helden und Stimmung einheitliche Idylle zwischen Peter und seiner Magelone stößt der Raubvogel und führt beide an den Rand des tiefsten Unglückes. Faust verdankt sein Verderben nicht Mephisto, sondern allein sich selbst! Und wer ist der eigentliche Held: Raimund oder Melusine?

Diese grundlegende Verschiedenheit ist in der starken, individuellen Ausprägung, die der Volksromanheld im Gegensatz zum Helden des volkstümlichen Romans erfährt, begründet. Es sind Menschen von Fleisch und Blut, die hier vorgeführt werden, keine blassen Idealbilder, Recht und Unrecht, Glück und Unglück wird ihnen zu gleichen Teilen zugewogen; sie sind nicht *nur* gut und nicht *nur* schlecht, und es schadet ihrem Ansehen beim Pu-

blikum durchaus nicht, wenn sie auch einmal seine Lachlust oder gar seine Entrüstung hervorrufen. Das zeigt sich schon bei Fortunat; er, den der traditionsbefangene Verfasser gern als Musterbild aller Tugend hinstellen möchte, gibt sich mit bösen Weibern ab und wird später gar zum Diebe; sein Sohn Andolosia benimmt sich beim Verlust des Wunderhütchens nicht gerade geschickt. Eulenspiegel ist bei seiner Taufe, als ihm seine Mutter das Seil durchschneidet, als er vom Geizigen Schläge bekommt, als er um seine Tasche geprellt wird oder als die Sau seine Bahre umstößt, doch nur sehr bedingt der Held, und Fausts und der Schildbürger Lebenswandel ist nicht gerade nachahmenswert. Dabei steht doch jeder ganz in der Gunst seiner Leser, und keiner denkt daran, den Helden geringschätzig zu beurteilen. Wie Fortunat das unerreichbar-lockende Vorbild aller verarmten Ritter und aller Handelsleute ist, so wird Eulenspiegel zum Sprecher der verspotteten und verhöhnten Bauern, die er durch seinen Mutterwitz an ihren Peinigern rächt. Dabei fehlt seinen Späßen alle satirische Schärfe; es bleibt keine Bitternis zurück, und selbst der Betroffene lacht schließlich mit. Die „Ader von boshafter Tücke", die Görres bei Eulenspiegels Charakter wahrzunehmen meinte[76], ist nichts anderes als ein harmloser, die Situation ausnutzender Witz, dessen zuweilen grobe Formen seine Zeit nicht so unfein und plump empfand wie die andere. Und so unbedeutend die Schar der Nebengestalten für Helden und Handlung bleibt, so sicher und kräftig sind manche Figuren gezeichnet: die Bamberger Wirtin, bei der Eulenspiegel um Geld ißt (Hist. 33), der geizige Schmied (Hist. 40), die tanzlüsterne Magd des Brauers (Hist. 47), der Wollenwebermeister (Hist. 51), Lambrecht der Weinzapfer (Hist. 57/8), der reiche Kaufmann und seine Frau (Hist. 64), der behende Wirt (Hist. 78) oder der Bischof (Hist. 87)! Nirgends die Schablone des Ritterromans, die märchenhafte Schwarz-Weißzeichnung der Charaktere wie dort.

Ähnlich im Faust. Das Bild, das wir aus dem Volksbuch von dem berühmten und berüchtigten Zauberer gewinnen, kann ge-

[76] *J. Görres*, Die teutschen Volksbücher. Heidelberg 1807, S. 196. Ein gutes Charakterbild vom Eulenspiegel gibt *Brie*, Eulenspiegel in England. Berlin 1903, S. 73.



wiß keinen Anspruch auf historische Zuverlässigkeit machen; aber in den Hauptzügen stimmt es doch mit dem überein, das die Quellen überliefern, und das uns Erich Schmidt geschildert hat[77]: „ein halbgebildeter kecker Vagant und Schwindler, der gelegentlich selbst einsichtige Männer berückte, aber hauptsächlich mit dreister Prahlerei auf die Leichtgläubigkeit der unschwer zu blendenden Menge spekulierte.“ Es fehlt noch ein Zug: die sichere Würde, die dem landfahrenden Weisen einen Schein von Sicherheit und Bedeutung verleiht, und ein Schimmer echten rastlosen Wissensdranges und Forschergeistes[78], der selbst vor der Verneinung des Glaubens und der Seligkeit nicht zurückschreckt; so steht Faust, der letzte große Zauberer, am Ende des Mittelalters[79]. Sein Bild ist groß, es erdrückt die Nebenpersonen: so verschwinden sie neben ihm. Was der Bearbeiter gerne erreichen möchte: beim Leser Abscheu gegen Faust zu erwecken, erreicht er in keinem Falle, kaum, daß man ein Grauen vor der Zauberei empfindet. Das Publikum liebt seinen Helden, dem so große Gewalt über die Dinge verliehen ist, und schaut bewundernd zu ihm auf; alle Tendenzsucht, aller polemischer Geist ist hier vergebens verschwendet.

Die Lalebürger als Heldeneinheit gesehen, zeigen ein gleiches Bild. Sie setzen sich in bewußten Gegensatz zur anderen Welt, konsequenter noch als Eulenspiegel, weil sie den Spott auf sich selber anstatt auf andere laden, wenn sie Verkehrtheiten durch restlose Durchführung geißeln. So werden sie zum Gattungsbegriff für sich, vertauschbar weder mit dem doch so nahverwandten Eulenspiegel noch mit irgend jemand anderem. Und innerhalb dieser Einheit, welche Fülle deutlich gezeichneter Gestalten, voran der Schultheiß, der ein Meisterbild komischer Charakterzeichnung darstellt.

Eines ist allen Volksromanhelden gemein: die völlige Entwicklungslosigkeit der Charaktere. Eulenspiegel erster Streich

---

[77] *E. Schmidt*, Zur Vorgeschichte des Goetheschen Faust II. Goethejahrbuch III (1882), S. 99.

[78] *A. Seeger*, Das Faustbuch von 1587. Programm des Victoria-Gymnasiums. Burg 1905, S. 11ff. legt zu großes Gewicht auf den „titanenhaften Forschergeist“ Fausts.

[79] *K. Rosenkranz*, Faust als Volksbuch. Scheibles Kloster II[5], S. 42.



könnte, obwohl er ihn als kleiner Bube verübt, ebensogut von dem erwachsenen Manne herrühren, und seine Witze auf dem Sterbelager sind nicht pointierter, nicht ausgebildeter als etwa der mit den Schuhen, um die er als Knabe sich die Dorfjugend balgen läßt. So fällt es beim Faust kaum als Mangel auf, daß seine Jugendgeschichte nicht erzählt wird: mit dem Augenblick, wo er vor den Leser tritt, ist sein Charakterbild fertig, er ist gewillt, mit dem Himmel und seiner Seligkeit zu brechen, und tut es gleich zu Beginn des Buches: damit ist aber auch der Höhepunkt der inneren Entwicklung erreicht. Bei dem Lalebuch hat der Bearbeiter versucht, eine Entwicklungslinie in den Stoff hineinzuarbeiten, und der Gedanke, den er dazu verwendet, ist nicht ungünstig: die Lalebürger sollen mit bewußter Torheit beginnen und darüber langsam völlige Toren werden. Aber der Stoff gehorcht ihm nicht: vom ersten Streich ab sind die Laleleute die, als die das ganze Werk sie in immer neuen Variationen schildert: restlose Narren.

Dem gegenüber steht der Held des volkstümlichen Romanes: er ragt in übermenschlicher Größe außerhalb der übrigen Handelnden, zwischen ihm und dem Leser läuft keine Linie bürgerlichen Verstehenkönnens wie in den Volksromanen. Der Leser und die Nebenfiguren, alle halten den Atem an, wenn er spricht, denn was er sagt, ist das allein Ausschlaggebende. Typisch fängt Tristrants 12. Historie an: *so sprach herr Tristrant;* nachdem alle Höflinge ihre Ansicht über das Schwalbenerlebnis gesagt haben, nachdem der König selbst seinen Willen kundgetan hat, spricht nun Tristrant die Entscheidungsworte: das ist ein Einschnitt. Der Held spricht immer das erlösende Wort, tut immer die erlösende Tat; bei all ihrer Wichtigkeit für Handlung und Geschehen bleiben die andern Personen staunende Zuschauer des Dramas, in dem der Held der einzige Akteur ist. Es ist die Technik des Märchenerzählens: um einen Mittelpunkt — den Märchenhelden — scharen sich die Nebenfiguren, und zwar in der Regel so, daß sie in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm stehen, ihm schaden oder nützen, von ihm bekämpft oder errungen werden[80]. Der

[80] *A. v. Löwis of Menar,* Der Held im deutschen und russischen Märchen. Jena 1922, S. 1.



Held ist auch immer gut, immer nachahmenswert, immer Idealbild; es ist eine Bibliothek von Werken,

darinn das lob der gutn erhaben
wird vnd der argen lob vergraben[81];

der Gegenspieler muß ganz böse sein, weil der Held doch ganz gut ist[82]. Viel mehr als im Volksroman wird hier eine Entwicklung gemalt; meist wird die Jugendgeschichte erzählt und dargetan, wie der Held schon in jungen Jahren, von meisterlicher Hand behütet und erzogen, Außerordentliches und Übergewöhnliches leistet, auch dies eine Märchengewohnheit: „der typische Märchenheld ist der Jüngling, der werdende Mann.“[83] Dazu gewinnt die Fülle der Nebengestalten hier wirklichen Einfluß auf die Handlung, wenn sie auch alles, was sie tun, nur im Hinblick auf den Helden vollbringen[84]: die Haymonskinder sind ohne Malagis und Johann, Magelone ohne ihre Amme, Tristrant ohne Marke nicht denkbar.

Der größte Unterschied zwischen den Helden der beiden Gattungen aber besteht in der Typisierung, die sie in den volkstümlichen Romanen im Gegensatz zu den Individuen Fortunat, Eulenspiegel, Faust und Lalebürger erfahren: wie es einen Heiligentyp gibt, so besteht auch ein Heldentyp, eine ein für allemal gültige Schablone, nach der sie alle gearbeitet sind; wie ihre Taten immer wieder dieselben sind, so besteht zwischen ihren Charakteren keine Verschiedenheit. Der Kaiser der Sieben weisen Meister ähnelt König Marke genau, Siegfrieds Helden, die so viel beten und weise Sprüche im Munde führen, könnten alle an Herzog Ernsts Stelle treten. Zwischen dem Haymonskind

---

81 *Hans Sachs*, Summa all meiner gedicht.

82 *Wickrams* Versuch, im „Knabenspiegel“ durch Abschrecken anstatt durch Vorbild zu erziehen, mag auf keine Gegenliebe gestoßen sein: in den „guten und bösen Nachbarn“ kehrt er zur erprobten Vorbildtechnik des Ritterromans zurück. Vgl. *G. Fauth*, Jörg Wickrams Romane, S. 29; ferner S. 37 ff.

83 *A. v. Löwis of Menar*, Der Held im deutschen und russischen Märchen S. 10.

84 So steht es auch bei der Magelone, die weit mehr als die anderen volkstümlichen Romane die beiden Helden in den Mittelpunkt der Handlung und der Begebenheiten stellt; vgl. dazu *G. Klausner*, Die drei Diamanten des Lope de Vega und die schöne Magelone. Literarhistorische Forschungen XXXIX. Berlin 1909, S. 16.



Reinold und seinem getreuen Magis ist kein Unterschied: *syt der gepurt unsers herren ist kein so starker ritter gewesst,* heißt es von jenem, und von diesem: *ir sond wussen, dass ien aller welt kein manlicher ritter was nach lystiger, als der gemelt Magis was, dann allein usgenommen sin vetter Rengnold;* neben sie tritt Roland: *syt krystus gepurt ward nie kein sollicher rytter geboren,* und Haymon selbst *ist furwar der trefflichste und schönste jünglein von gantz Franckreich.* Fierabas ist *der gröste riese, der je von einem frauenbilde zur welt gebracht worden, denn seines gleichen an grösse, stärke und kräften der glieder lebte der zeit niemand;* von Olwier heißt es: *man liest in keiner historie, das je ein wunder mensch so grosse wer tet als dieser Olwier;* der Jungfrauenerretter Wigoleis hält sich *so mannlich, dass es ein wunder zu sehen war, und ihm jedermann den preis gab.* Herzog Ernst gleicht ihm aufs Haar, denn *alspald er manns namen begriff, do was er ufrechte nach leib und dem gemüte, in aller weishait und beschaidenhait, und begurte sich mit dem swert des adels, das mit der feihel maniger tugende zuo glitzendem schein gefeget und gecläret was;* sein Gegenspieler ist der *unwirdig walsch ratent grave mit vergifter zungen.* Magelonens Peter erscheint wie sein völliges Ebenbild, *welcher alle andere in waffen, ritterspilen vnd anderen sachen vbertraff, also das es sich mehr gottlich dan menschlich erzeiget; er was ein schoner, holdseliger junger gesell, dazu war er weyss wie ein lilien vnd hette freuntliche augen vnd gell har als golt. Darumb jedermann saget, gotte hette jm vill sonderlicher tugent verlihen;* in der Gefangenschaft *was auch seines gleichen nicht am hoffe mit aller geschicklicheit, dar vmb er auch sehr geliebet warde also, das alles durch jn am hoffe gescheen musste bei dem soldan.* So ist einer wie der andere, und nur die Summe aller kann sich als Einheit neben die einzelnen Helden der Volksromane stellen.

Solchen verschieden gearteten Helden entspricht die verschiedene Atmosphäre, in der sie sich bewegen. Die Sexualität spielt im volkstümlichen Roman eine ganz andere, eine viel bedeutendere Rolle als im Volksroman. Nicht, daß sie hier ganz fehle. Fortunat gibt sich auf seinen Wanderfahrten mit liederlichen Frauen ab, und Faust verfällt der Buhlerei; aber diese Dinge

werden ohne lüsternen Beigeschmack erzählt, vielmehr läßt sich gerade bei diesen Schilderungen eine gewisse moralische Trockenheit verspüren, die den inneren Fluß der Erzählung oft störend unterbricht. Allein in den Schildbürgern findet sich eine lüsterne Szene, die Brautnacht des Bürgermeistersohnes; aber indem sie sich in der Art ihres Scherzes den andern Historien angleicht, fällt sie dem Leser nicht beschwerlich, und der graziös-erotische Ton, der sie vor den andern Geschichten auszeichnet, ist Zutat des gebildeten Bearbeiters. Auch im Eulenspiegel ist die eine oder andere Zote nicht gescheut, aber in ihrer volkstümlichen, bäurischen Derbheit wirken sie mehr komisch als lüstern und stellen sich so den andern Witzen gleichförmig an die Seite; zudem sind sie meist durch Wortspiele so verbrämt, daß nur wenige Eingeweihte sie verstehen. So sind die Eulenspiegelzoten nur Unflätigkeiten, nicht eigentlich erotische Witze.

Anders der volkstümliche Roman. Er nimmt gern jede Gelegenheit wahr, sinnliche Szenen breit auszumalen; die keuschen Verse Eilhardts (v. 6141 f.):

daz sie nî wart sîn wîp,
daz vortrug die vrauwe âne nît

löst der Prosaist mit erotischer Pointe auf: *sein eelicher gemahel vertrüge solchs sein beiwesen on neide, wann ir was nit fürbas mer kund.* Das Beilager der Melusine ist genau und liebevoll geschildert; bezeichnend ist, daß der Holzschnitt des späten Volksbuches den Fischschwanz der Titelheldin im Bade durchaus als Schwanz und nicht, wie der Text es meint, als Verlängerung des Rückgrates, als untere Extrimität dem Leser vor Augen führt. Als Raimund sie das erstemal im Bade belauscht hat und er nun über seine eigene Tat betrübt im ehelichen Schlafzimmer seine Schlechtigkeit beklagt, kommt sie zu ihm, *deren erste verrichtung auch ware, dass sie sich entkleidet und ihren lieben Reymund als eine lust- und liebreiche Venus, mit tausenderley anmutigkeiten, gantz nackend im bette umhalsend also anredete:* folgt eine schwülstige Rede. In den Sieben weisen Meistern, deren Rahmenerzählung stark moralisch gefärbt ist und von deren fünfzehn Beispielgeschichten neun erotischen Charakter tragen, gilt es als Maßstab für besondere Unbeliebtheit, *also dass die frauen einen abscheu vor ihm hatten.*

Als Haymon nach siebenjähriger Abwesenheit heimkommt, *war er auch sehr frewdenreich, stieg von seinem pferdt vnd gieng mit jhr in jre schlaffkammer wie stark er gewaffnet vnd verwundt war, vnd machet sie wider schwanger:* die heimliche Erzeugung der Vier bringt einen besonders geheimnisvoll-lüsternen Ton in das Ganze. Zwar läßt die dezente Übersetzerin Elisabeth die erotischen Stellen ihrer Vorlage gern fort oder nimmt ihnen durch Umbiegen ihre peinliche Note, aber schon die Hug-Scheplerausgabe von 1537 malt die im alten Druck nur kurz berichteten Liebesabenteuer breit aus. Verweilen doch auch die Kalender mit sichtbarem Wohlgefallen bei den Brunstzeiten der Tiere, bei den Schwangerschaften der Frauen, bei den Erörterungen über die Zeugung. Es ist eine Zeit, in der Ehe und Fruchtbarkeit über alles geht; Junggesellen gelten als minderwertig und dürfen nicht Ratsherr, nicht Meister werden[85]. Anderseits ist gerade hier die Beeinflussung durch Frankreich sehr stark fühlbar; im Gegensatz zu Italien, wo im Ritterlich-Abenteuerlichen das Wesensmoment des Romans gesehen wird, ist dort die Liebe das bestimmende Element, um das sich alle Handlung dreht[86]; durch diese Quelle strömt solcher Geist auch in die deutschen Romane, in die deutsche Begriffwelt.

Allein in der Magelone zeigt sich eine andere, zartere Auffassung von der Liebe; das Sexuelle tritt hier in den Hintergrund, und das warme und feine Gefühl, das die Liebe bei Held und Heldin auslöst, ist nicht nur, wie beim Amadis, Verbrämung versteckter Sinnlichkeit, die im entscheidenden Augenblick abgeworfen wird, sondern kommt von Herzen und geht zu Herzen. Wie zart ist Peters Liebe geschildert: *der ritter achtet des essens wenig. dan er allein mit gantzem seinem hertzen geflissen was, die schonen Magelona gnügsamlich zu besichtigen vnd jn jm bedencken die vnvbertreffliche schone der junckfrawen, des konings tochter, vnd speiset also sein gesicht, sie mit ansehen, vnd gedacht jn seinem hertzen, es were keine schonere auff erden dan dise schone Magelona ... nichts des weniger, wie jm ward, geschahe auch der schonen Magelonna jn jrem hertzen von dem*

85 *G. Steinhausen*, Geschichte der deutschen Kultur II² (1913), S. 84.
86 *M. L. Wolff*, Geschichte der Romantheorie mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse. Phil. Diss. München 1915, S. 27.



ritter. Als er sie das erstemal besucht, springt *das hertze ... jr auff jm leip vor freuden,* und wie rührend ist das Geständnis der Magelone an ihre Amme: *ich hab mein hertzs vnd liebe gantz gesetzet jn diesen jungen ritter, der den vorigen tage den preiss jm tvrnier oder stechen erlanget hat.* — Den von geistlichen Bearbeitern herrührenden Romanen fehlt die erotische Note oft ganz, wie dem Herzog Ernst oder dem Heiligen Karl, aber man spürt die Tendenz, die solches bewirkt, und so geht der günstige Eindruck schnell verloren. Indes findet sich auch in Werken aus geistlichem Kreise recht oft lüsterne Erotik oder gar derbe Zote; ist doch selbst die „Heilige Anastasia" nicht frei von ihr[87].

Dem Gegensatz von Zote in der einen und Lüsternheit in der andern Volksbuchgattung entspricht eine Derbheit in den Volksromanen, an deren Stelle bei den volkstümlichen Romanen eine weichliche Sentimentalität tritt. Ohne frivol zu sein, nennt der Volksroman die Dinge bei ihrem natürlichen Namen[88], und eine gelegentliche Unfläterei wird nicht gescheut; die griechischen Satyrspiele, die Shakespeareschen Bauern sind vom gleichen Geist, der auch den Typ der alten Harlekins und Possenreißer beseelt[89]. Von den 92 Historien des Eulenspiegels tragen neunzehn pornographischen Charakter; zart und weich ist keine einzige. Faust bleibt bis an seine Todesnacht der konsequente Gottesleugner, erst ganz zum Schluß packt ihn die Reue, die der Bearbeiter sentimentaler ausmalt als der derbe Charakter des Helden zugelassen hätte; auch unter seinen Erlebnissen ist manches, dessen Deutlichkeit in jedem Ritterromane undenkbar wäre. Das Lalebuch endlich bietet in seinem obszönen Rätselkapitel eine ganze Blütenlese bäurisch-derber Zweideutigkeiten; auch an Stellen, die nicht gerade ans Erotische grenzen, scheut es ein derbes Wort, eine saftige Handlung in keiner Weise.

Demgegenüber betont der volkstümliche Roman ständig und

[87] Bibliothek des literar. Vereins, Nr. 185 („Deutsche Volksbücher", hg. von *S. Singer* und *A. Bachmann*); vgl. die Stelle, als Anastasias Sohn längere Zeit bei ihr alleine verweilt, wo es heißt: *sie gloupten, das alt wib und er werent mitt einander überein komen.*

[88] *W. Rudeck,* Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Jena 1897, S. 364.

[89] *Flögel,* Geschichte des Grotesk-Komischen. Liegnitz-Leipzig 1788, S. 38.



bewußt seine Gefühlsseligkeit und die Feinheit seiner Helden; so unglaubliche Heldentaten sie auch verrichten, es sind doch zartbesaitete Gemüter, die ersten nervösen Menschen, die uns in der deutschen Literatur entgegentreten. Den Tristan Oberges *kuste und druckte Marke zu sîner bruste* und hält ihm dabei eine erbauliche Rede (v. 781 ff.); der Tristrant des Volksbuches wird *mit weynenden augen* entlassen; im Epos weinen alle außer Tristant, als er als siecher Mann seine Fahrt in der Barke antritt; im Volksbuch weint Tristrant mit; wo Eilhardt dichtet (v. 5469 f.):

hêren Walwâne was vil leit
daz sîn geselle von im reit,

setzt der Roman: *besunder herr Balbon schyd mit wasserreichen augen, wann ym geschah vormals nye so leide als yetz, do sein gesell von reit.* In der Melusine herrscht ein *weinen, schreyen u. lamentiren, kaum mit einer feder zu beschreiben,* und ein *herzliches jammergespräch* unterbricht oft den Bericht. Beim Abschied der Elbin schwimmt alles von Tränen: *man sahe allda nichts mehrers als ein erseuffzendes hände-winden, sonderbar von dem vatterlosen weib und kindern, ihre augen wiesen eitel ströme von thränenbächen, und ihre gestaltungen sahen dem todten leichnam nicht viel unähnlich, dass es auch wol einen stein hätte zu weinen und mitleiden bewegen sollen.* Phyloconio und Eugenia künden sich als *eyn fast senliche und erpermliche mitleydende hystoria* an; nicht nur Florigunda, sondern auch Siegfried neigt zu plötzlichen Ohnmachten; Herzog Ernst und die Seinen scheiden *nit on gross zäher vergiessen ... von irem süssen vaterlande,* und doch fällt ihnen der Abschied vom Mohren-König kaum weniger bitter: *schied er und di seinen mit grossen zähern und cläglichem wainen von dem mornkünig.* Wo das Brandanlied sagt (v. 591 f.):

daz sie riefen inneclîche
zu gote von himmelrîche,

malt das Volksbuch sentimental aus: *do bate sand Brandon und alle sein brüeder unsern herren mit wainenden augen füer iren bruoder und gesellen.* In den sonst so männlichen und starken Haymonskindern findet diese romantische Weichlichkeit, die durch

die volkstümliche Romane zu Wickram und durch ihn in den deutschen Kunstroman gelangt ist[90], ihren Höhepunkt für die Volksbücher, der freilich im Amadis noch bei weitem überholt wird: wird doch dort sogar der Titelheld ohnmächtig, als er Orianas Abschiedsbrief erhält. Eine Neigung zu Wunderträumen und Traumwundern hängt damit zusammen; Zukünftiges wird im Schlafe enthüllt, und traurige Erlebnisse wiederholen sich im Traum, um erneut Anlaß zu schmerzlichen Reflexionen zu geben. In all diesen Beobachtungen zeigt sich die Sucht der Zeit, Dinge zu übersteigern, die natürlich gesehen Mitgefühl und Teilnahme erregen können, die aber in solcher Form der Erzählung den Charakter einer hyperbolischen Groteske verleihen.

So zeigt sich der Hauptunterschied zwischen Volksroman und volkstümlichem Roman in ihrer Stellung zum Leben, zur Welt ihrer Tage, mit der jener die Verbindung weit besser und inniger zu wahren weiß als dieser. Ein Hauch von Frische und Natürlichkeit läßt ihn uns lebendiger und anschaulicher erscheinen; seine Welt ist die deutsche, sein Held gehört dem Leben und nicht dem Ideal, seine Stimmung ist gesund und natürlich. Zahlenmäßig in der Minderheit und als Kind des ungelehrten Volkes ohne die Protektion des Adels und der gelehrten Welt, die dem volkstümlichen Roman im ersten Jahrhundert seines Bestehens beschieden ist, bleibt sein Einfluß auf die Gesamtliteratur geringfügiger; Wickram knüpfte an die Ritterromane, nicht an Fortunat oder Eulenspiegel an: so wird die leise Lüsternheit, die Sentimentalität, die Schwarz-Weißzeichnung und die Übersteigung des volkstümlichen Romans Stil- und Formelement im Jugendalter des deutschen Kunstromans, und die historische Bedeutung des fremden ritterlichen übertrifft die des einheimischen Charaktervolksbuchs. Aber heller und deutscher leuchtet die Welt des Volksromans, und wie Fortunat Idealbild des reichen Bürgers seiner Kultur war, haben Eulenspiegel, Faust und Lalebürger ihren alten, bezeichnenden Klang behalten, nicht nur im Heimatlande, sondern weit über seine Grenzen hinaus: sie bilden die deutsche Gegengabe für das, was aus fremden Quellen fließend in den volkstümlichen Romanen deutschen Geist und deutsche Kultur maßgebend beeinflußt hat.

---

[90] *G. Fauth*, Jörg Wickrams Romane S. 43.



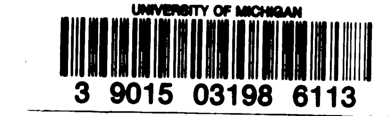
Register

1. Personen

2. Stoffe und Bücher

3. Kulturelles

4. Formales


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03198 6113

